Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 35 — Marburg i. H., den 27. August — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Worte Jesu, wie sie heute klingen könnten — Der Boden der Mission — Der Wert unserer Kirchen — Stimmen der Väter: Christian Thomasius — Vom Pontifikat Leos XIII. — Eine neue Volksbibel! — Verschiedenes: Saulus zu Pferde; Diakonissenwesen (Algenstaedt, Knutzen, Saldern, Schäfer, Zimmer); Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Vereins- und Ordenswesen in Frankreich (Hoffet); Schöpferische Kunst (Kunowski); Kunstkritik (Wolff, Bartels); Wir sind die Sehnsucht (Knodt); Arnold Böcklin (Lasius); Die große Schwenkung; Kleine Mitteilungen — Aufruf — Anzeigen

Worte Jesu

wie sie heute klingen könnten

Ich preise die Menschen, die eine große Sehnsucht im Herzen tragen; Gott herrscht in ihren Seelen.

Ich preise, die Schmerzen erfahren haben, denn sie können den Frieden des Herzens gewinnen.

Ich preise die Hilfreich-Tätigen. Denn Jeder hilft ihnen gern.

Ich preise, die eine reine Gesinnung haben. Denn sie können Gott sehen in der Welt.

Ich preise, die rechten Frieden halten; denn man wird sie die Freunde Gottes heißen.

Ich preise euch, wenn euch die Menschen hassen und verstoßen und schelten um meinetwillen. So haben ihre Väter auch schon an denen getan, die ihr Bestes wollten.

Aber wehe denen, die nur das Vergnügen suchen im Leben. Die nehmen sich die Freude vorweg.

Wehe denen, die in allen Freuden schwelgen. Es kommt die Zeit, wo sie weinen und klagen.

Wehe euch, wenn ihr bei allen Leuten beliebt seid. Das kann nur den falschen Helden geschehen.

* * *

Ihr habt in der Schule gelernt: Du sollst nicht ehebrechen. Ich sage euch: Du sollst das Begehren deiner Sinne nicht Herr über dich werden lassen. Wenn ein Buch oder Bild deine Phantasie erhitzt, so wirf es fort. Es ist besser, du hast eine schöne Sache weniger, als daß dein Wille schlaff wird und dein ganzer Charakter verfault.

Ihr habt in der Schule gelernt: Du sollst nicht lügen. Ich sage dir, wenn du einem Menschen ein unterwürfiges Gesicht machst, und zu Andern sagst: Er ist ein Schuft oder ein Pfaffe, dann hast du gelogen. Und wenn einer dich dringend einläd und du sagst es ihm zu, du denkst aber gar nicht daran zu kommen, dann trennst du deine Seele ganz leise von Gott. Euer Wort sollt ihr halten und eure Rede soll aufrichtig sein. Denn sehet, Gottes große Natur ist auch ehrlich, er hält ewig ihre Gesetze aufrecht und sie lügt niemals und ist immer echt.

Ihr habt gelernt: Du sollst nicht töten und nicht zuschlagen im Zorn. Ich sage dir, wenn einer im Zorn mit dir streitet und will dich schlagen, so stehe mit gesenktem Arm, und du wirst ihn besiegt haben.

Ihr habt gelernt: Du sollst nicht stehlen. Ich sage euch: Du sollst auch nicht versuchen, eine Stunde nur mit halbem Willen zu arbeiten und doch den vollen Lohn zu erlangen, das ist Diebstahl. Du sollst auch nicht das Holz aus der Werkstätte deines Arbeitgebers mitnehmen; du sollst auch nicht die Büsche zerreißen im Garten des Reichen, du sollst nicht zerstören, was der Stat geschaffen hat zur Zierde oder zum Nutzen. Denn das Alles macht dich zum Verbrecher.

Ihr habt gelernt: Du sollst deinen Nächsten lieben. Ich sage euch: Liebet eure Feinde, achtet, die in den Reihen eurer Gegner stehen. Die ihr Arbeiter seid, achtet, die in guten Kleidern gehen. Die ihr gute Kleider tragt, achtet den Arbeiter. Dann seid ihr gerecht und billig gegen Jedermann. Seht an, Gott euer Vater läßt seine Sonne scheinen über alle seine Geschöpfe und regnen über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr gut seid zu euren Verwandten und Bekannten, so tut ihr nichts Besonderes!

Wenn du eine wohltätige Gabe gibst, so laß es nicht in den Zeitungen drucken, damit es die Leute lesen und dich loben. Wahrlich, damit bringt man sich selbst um den Segen der Gabe. Wenn du einem Armen geholfen hast, so sollst du morgen nicht wissen, was du am Abend getan hast. Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dein Leben segnen vor allen Leuten.

Der Boden der Mission

Vgl. Nr. 16—34

Gewaltig ist die Kraft eines Mannes, der sein Leben ganz für eine Sache einsetzt. Was Paulus erreicht hatte, als er starb, war etwas ganz Außerordentliches. Als er bekehrt wurde, war das Christentum wirklich nur eine kleine jüdische Sekte, die den Messias gekommen glaubte, eine mildere Auffassung des Gesetzes hatte, seine sittlichen Gedanken in den Vordergrund rückte und es prophetisch auslegte. Ihr kostbarster Besitz waren die Worte ihres Herrn, deren ganze Bedeutung man aber nicht verstand. Denn als bereits gesetzesfreie Gemeinden in großer Anzahl entstanden waren, suchte die Jüngergemeinde die neue Religion durch Einführung einer milden, aber doch prinzipiell in den Grenzen des Judentums bleibenden Speisegesetzgebung (Apg. 21, 25) im Alten festzuhalten. Als Paulus starb, gab es bis hin nach Rom freie heidenchristliche Gemeinden, in denen das Bewußtsein immer mehr erstarkte, eine neue Religion zu besitzen und ein neues, drittes Menschengeschlecht, neben und über Juden und Heiden zu sein. Nicht als ob Paulus überall im Reiche selber Hand angelegt hätte, im Gegenteil, selbst so bedeutungsvolle Gemeinden wie Rom sind weder von Petrus noch von Paulus begründet worden; unbekannte Missionare, reisende Handwerker und Kaufleute haben diese weltgeschichtlichen Taten getan: aber Paulus ist es gewesen, der mit starker Hand den Bann gebrochen hat, der über der ältesten Jüngermission lag, Paulus ist es vor allem gewesen, der geraden Wegs in das Herz des Feindes, nach Europa vordrang, und mit Bewußtsein die Straße nach Rom zog, wenn er es auch freilich erst als Gefangener und von Andern überholt erreichte. Sein großes Beispiel hat die Andern fortgerissen. Teils seine Schüler und Nachfolger, teils seine Gegner und Konkurrenzmissionare, zogen die Andern nun auch hinaus in das große Reich, Christus zu predigen. Es wiederholt sich hier, was so oft in der Weltgeschichte beobachtet wird: ein genialer Mensch steht selten allein, meist wird er eine ganze Schar anderer Menschen erwecken; und wenn er sie auch nicht auf seine Höhe zu heben vermag, er wird sie doch über sich hinaus heben und zu Leistungen anspornen, die ihnen sonst ganz unerschwinglich gewesen wären.

Aber das Alles würde doch nicht hinreichen, den ungeheuren Erfolg der neuen Religion zu erklären. Auch große Menschen können einsam stehen und einsam untergehen, flammende Vorzeichen am fahlen Morgenhimmel, wenn der neue Tag noch fern ist. Bei Paulus war es nicht so; er war Einer von Vielen, und die Zeit war reif für seine Botschaft. Wir sind von der Schule her noch zu sehr gewöhnt, des Paulus Missionsreisen als etwas ganz Einzigartiges anzusehen, das uns auch kaum einen Zusammenhang mit der großen Kaisergeschichte Roms hat; sie werden in einer ganz anderen Unterrichtsstunde behandelt und unter dem kleinen Gesichtspunkt eines Reisetagebuchs gelernt: von Cypern nach Perge, von Perge nach Antiochien, von Antiochien nach Ikonion usw. usw. Sie scheinen nur einiger schönen Sprüche wegen, die der Apostel dabei spricht, unternommen zu sein. Das aber heißt die Dinge auf den Kopf stellen.*)

Die Mission des Christentums ist nur eine Welle in dem großen Strome orientalischer Religionen, die sich damals über das römische Reich übergoß. Es wurde auch getragen durch soziale Bedürfnisse und Strömungen mannigfacher Art, denen es stark verwandt war oder sich anpaßte, und durch große gemeinsame Nöte, für die es Hilfe hatte.

Schon ganz äußerlich kam der Mission das Weltreich zu Hilfe. Wenn Paulus auch noch viel von Gefahren zu berichten weiß, die seinen Weg bedrohen, im ganzen ist er doch als der Bürger eines großen und wohlgeordneten Reiches mit verhältnismäßiger Sicherheit und Schnelligkeit gereist. Auch seinen Beruf — sowohl seinen bürgerlichen Beruf als Tuchmachergeselle wie seinen religiösen Beruf als Apostel — konnte er viele Jahre hindurch ausüben, ehe ihn die Feindschaft seiner Landsleute endgiltig der römischen Obrigkeit überlieferte.

Bedeutsamer aber war die innere Struktur des Weltreiches für die Entwicklung der Mission. Was Alexander der Große und zum Teil schon die großen Reiche Vorderasiens angefangen hatten, Rom hatte es vollendet. Die Nationen von Indien bis zu den Säulen des Herkules vereinigte es in sich, und wenn sie auch ihr eignes Leben immer noch weiter führten, sie waren doch mit einer großen gemeinsamen Kultur überzogen, deren Religion zum großen Teil orientalisch, deren Denken griechisch und deren Verwaltung und Militär lateinisch, deren Gesamtcharakter aber (eine Mischung aus dem Allem und tausend volkstümlichen Besonderheiten dazu) ein ziemlich einheitlicher war. Hellenistische Kultur — erst langsam lernen wir verstehen, was sie war und was sie für Europa bedeutete. Sie ist uns, in der Kirche inkarniert, die große Mittlerin der klassischen Kunst, Wissenschaft und Religion geworden, sie hat uns in einem wundersamen Konglomerat die Bausteine einer großen Zukunft gerettet, mag sie auch mit der Kirche immer unaufhaltsamer dahingehen, nachdem sie fast zwei tausend Jahre den westlichen Kulturkreis beherrscht hat. Von Babylon und Egypten, Syrien und Asien, Thrakien und Griechenland, Rom und punischem Afrika, von überall her flossen die Quellbäche und Flüsse in dies große Meer, an dessen Ufern wir heute noch wohnen. Man mag über das „Völkerchaos“ noch so harte Urteile fällen, seine ungeheure Bedeutung und seinen erziehenden Wert für den westlichen Kulturkreis kann man im Ernste nicht bestreiten.

Ausgeglichen wurden die Unterschiede in diesem großen Reiche äußerlich schon durch eine Verkehrssprache, die eigentlich — vom äußersten Westen und Osten abgesehen — überall verstanden wurde: das Griechische. Durch ihren Besitz war Paulus im stande, wohin er kam, sich ohne Dolmetscher an seine Hörer zu werden, und wenn das auch nicht so viel bedeutet, wie man sich vielleicht vorstellen mag, es half ihm doch sehr und gab ihm sicher einen Vorsprung gegenüber Petrus, der sich für seine Predigten nach einer guten Ueberlieferung eines Dolmetschers bedienen mußte. Mit dem Aramäischen (Syrischen), das Petrus sprach, konnte man in Vorderasien allerdings gleichfalls sehr viel erreichen; es war das eine weit verbreitete Verkehrssprache. Paulus hat wahrscheinlich auch diese Sprache, welche die Juden schon seit vielen Generationen mit ihrer alten hebräischen Sprache vertauscht hatten, gesprochen. So konnte er also auch nach seiner Sprache den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein.

Mächtig gefördert wurde die Mission in ihrer Bildung neuer Gemeinden dadurch, daß die alten Formen des politischen und öffentlichen Lebens, so eifrig ihr Schein auch aufrecht erhalten wurde, in Wahrheit dahingesunken waren. Das Reich war scheinbar ein konstitutionell regierter Stat, in Wahrheit eine absolute Militärmonarchie. Da flüchtete sich das öffentliche Leben und die Lust am politischen Arbeiten in die Vereine, die, vom State teils verfolgt, teils geduldet, in ungeheurer Fülle emporwuchsen. Meist Vereinigungen der kleinen Leute und des Mittelstandes gaben sie dem Kleinbürgertum und Proletariat die Möglichkeit, den Wunsch des Menschenherzens nach gegenseitiger Hilfe, nach gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Zielen und nach freier Aussprache im Kreise von Gesinnungsgenossen zu befriedigen. Hier konnte man im Kleinen herrschen und regieren, als es im Großen nicht mehr möglich war. Begräbnisvereine, Sterbekassen waren wohl die häufigsten Formen dieser Genossenschaften. In die Reihe dieser Vereine trat für die Draußenstehenden das junge Christentum ein, so ward es ihm eine Zeitlang ermöglicht, sich ruhig zu entwickeln. Vielleicht hat es selbst auch den einen oder den anderen Beamtennamen wie Bischof (episkopos = Aufseher, Präsident) oder sogar das Amt selbst von dort entlehnt. Freilich haben diese Vereine für die innere Entwicklung der neuen Religion nie viel bedeutet, wohl aber waren sie ein Schutz nach außen, und die Strömung nach Vereinsbildung, die sie hervorrief, machte auch dem Christentum die Organisation leichter. In denselben Kreisen, in denen diese Vereine lebten, fand das Christentum seine ersten Anhänger; Paulus selbst entstammte ihnen und gehörte, trotz seiner theologischen Bildung, ihnen an. Wir würden sagen, er war ein wandernder Fabrikarbeiter: er war ein Weber des groben Filztuches, das in Kilikien gemacht wurde und zu allerlei Zwecken, vor allem als Zelttuch, Verwendung fand. Als eine soziale Botschaft hat das Christentum in diesen Schichten gewirkt, nicht bloß durch seine starke Wohltätigkeit und seine Arbeitsvermittlung für die Brüder, die es im weitesten Maße in die Hand genommen hat, sondern viel mehr noch durch die Tatsache, daß in diesem Bruderbund der Reiche mit dem Armen das Herrenmahl aß, sich nicht schämte an einem Tisch mit einem Sklaven zu sitzen, daß man den früheren Räuber und Dieb nicht mit herablassender Schonung und in christlichen Anstalten behandelte, sondern ihn als einen Geretteten und Erlösten, als einen Verlorenen und Wiedergefundenen mit tausend Freuden aufnahm und wirklich als Bruder achtete, nicht bloß gnädig so bezeichnete. Solcher, uns ungeheuerlich erscheinender Enthusiasmus, wie ihn heute nur noch die Heilsarmee kennt, hat mehr für soziale Neubildung der Menschheit getan als alle schönen Theorieen. Diese Seite des alten Christentums wird leider noch viel zu viel verkannt; sie ist aber für die werbende Arbeit der ersten Zeit von der allerhöchsten Bedeutung gewesen. Die Bilder vom verlorenen Sohn, von der Sünderin und von der Ehebrecherin, von dem Zöllner und dem Bettler Lazarus waren damals mehr als schöne Worte, sie waren Tat und Leben.

Noch tiefer endlich war das religiöse Bedürfnis, welches das Christentum trug, die Sehnsucht, die ihm entgegenkam. Freilich durch Nichts ist auch umgekehrt das Christentum mehr umgestaltet worden als durch diese religiöse Sehnsucht der Zeit. Die Philosophie hatte die alten Götter der Volksreligionen zerstört, wenn auch zunächst nur für die gebildeten Kreise. Aber auch das Volk hörte und wußte von dieser „Weisheit“, der Philosophie, und führte die Parole der „Bildung“ nicht weniger leidenschaftlich im Munde als heutzutage. Die „Griechen“, sagt Paulus, wollen „Weisheit“ hören, wie die Juden Zeichen sehen wollen. Und eine Weisheit zu verkünden ist der Apostel sich auch bewußt 1. Kor. 1, 22; 2, 6 ff. Der christliche Monotheismus ist nicht bloß als Religion, sondern vor allem als Bildung nach dem Abendland gewandert.

*) Diese Paulusreisen sind gewiß Vielen mit mir in ihren Schulerinnerungen so ziemlich das Langweiligste, was uns geboten wurde. Wie ganz anders kann und muß das sein! D H

Aber weit stärker als diese Sehnsucht der unteren Schichten nach Bildung war die Sehnsucht in allen Kreisen nach Offenbarung. Alle Götter der ganzen Welt hatte man zusammengeholt und alle Priesterweisheit, um diese Sehnsucht zu stillen. Je älter und je weiter aus dem Orient hergeholt diese Religionen und Offenbarungen waren, desto höher schätzte man sie. Eine Zeit, in der der Zweifel an allen schlichten und einfachen Wahrheiten rüttelt, wird sich immer wieder in solches wildes Verlangen nach übernatürlicher Offenbarung stürzen und um so mehr geneigt sein, Glauben zu schenken, je mehr ihr das Absurde und Absonderliche zugemutet wird.

Indessen hinter dieser Sucht nach dem Seltsamen und Fremdartigen, die alles Orientalische mit wahrem Heißhunger verschlang, verbarg sich doch eine echte und tiefe Sehnsucht nach Reinheit, Güte und ewigem Leben. In alle Mysterien ließ man sich einweihen, um Reinheit und Seligkeit zu finden; Bluttaufen und Weihetränke, Schauspiele und Liturgien mußten der Seele über ihre Sehnsucht weghelfen. Verzweifelnd an der eignen Kraft, stürzte man sich in das geheimnisvolle Leben der Gottheiten hinein, Vergebung und Herrlichkeit durch sie zu finden. Ein Gott-Heiland, ein Rettergott mußte es sein, wenn man an einen Gott glauben sollte; geheimnisvolle Riten und hohe Forderungen mußte er seinen Gläubigen auferlegen. Es gab freilich auch ausschweifende Kulte noch in der Kaiserzeit; aber insgemein forderten die Religionen, die damals wirklich gesucht waren, fast stets von den „Vollkommenen" die Askese, Verzicht auf Fleisch und Weingenuß, auf Ehe und Familie.

Das war der Boden, auf den das junge Christentum hinaustrat. Gewiß, es kam „als die Zeit erfüllet war," erfüllt noch in einem viel tiefern Sinne als es Paulus selber wußte. Und eine große Tür hatte sich ihm aufgetan, nicht nur in Ephesus, wie er 1. Kor. 16, 9 sagt, sondern überall im ganzen Reich. Der Boden war reif, es brauchte nur der Säemann zu kommen, seinen Samen zu säen. Und Paulus war ein geschickter Säemann; er vermochte das Christentum so darzustellen, wie es die Zeit brauchte: für die Juden als Gerechtigkeit, für die Griechen als Weisheit, für Alle aber als Erlösung und Offenbarung, — die höchsten Güter, nach denen sich die Menschheit damals wie heute gesehnt hat 1. Kor. 1, 30.

Heinrich Weinel

Der Wert unserer Kirchen

Vgl. Nr. 35

Die konkreten Kirchen vor Augen, die uns die Kirchenkunde kennen zu lehren — leider erst verheißt,*) suchen wir eine treffende Definition ihres Wesens zu gewinnen. Es sei noch einmal unterstrichen: eine Wesensbezeichnung, keinen Idealbegriff. Bei dem Versuch, eine solche möglichst knappe und deutliche Formel zu schmieden, bin ich auf eine Formulierung gestoßen, die mir auf den ersten Blick außerordentlich glücklich erschien. Sie findet sich in der erst vor Kurzem erschienenen Schrift des Schleswiger Generalsuperintendenten D. Theodor Kaftan: Vier Kapitel von der Landeskirche (Schleswig, Bergas; 232 S.; 2 Mk.), die vor vielen andern Auslassungen zum gleichen Thema einen außerordentlichen Reichtum konkreter Anschauung voraus hat und von Niemand übersehen werden darf, der die Kirchenfrage fördern will. Kaftan definiert die Kirche als das Gemeinwesen, dessen Bedeutung darin besteht und darin aufgeht, der Kirche Jesu Christi zu dienen (S. 26). An dieser Definition finde ich vortrefflich den Ausdruck Gemeinwesen, weil er festlegt, daß die Kirche Gemeinschaft und zwar ständige, geordnete Gemeinschaft ist, ferner die Herleitung des Wesens der Kirche aus ihrem Zweck, endlich die scharfe Unterscheidung von der Kirche Jesu Christi oder dem Reiche Gottes. Dennoch glaube ich, daß die Definition noch dreier Verbesserungen bedarf, soll eine einwandfreie Formel entstehen. Zunächst muß darin zum Ausdruck gebracht werden, daß es viele christliche und evangelische Kirchen gibt, und nicht nur eine. Sodann wird der Inhalt des Dienstes, den eine solche Kirche der Verwirklichung des Reiches Gottes zu leisten berufen ist, mitbezeichnet werden müssen. Auch vom State, wie wir Christen ihn wollen, gilt doch, daß sich all sein Handeln unter den Zweck des Reiches Gottes befassen lassen sollte. Alles Handeln, das nicht direkt oder indirekt der Verwirklichung dieses Reiches dient, ist sündiges Handeln. Der Unterschied aber ist der, daß die Staten der Christen sich das Reich Gottes hauptsächlich als Sittlichkeit, die Kirchen ausschließlich als Religion zum Zweck ihrer Existenz setzen. Die Kirchen erstreben als einziges Ziel Ausbreitung und Pflege christlicher Frömmigkeit. Endlich aber, und das ist sehr wichtig, ignoriert Kaftans Definition den Unterschied zwischen Kirche und Gemeinde. Daher er denn auch gelegentlich die Kirche mit der „Gemeinde von Wort und Sakrament" identifizieren kann. Dies aber scheint mir ein verhängnisvoller Rückfall aus der empirischen in die religiöse Betrachtungsweise. Der Glaube ist seiner Sache gewiß, daß überall, wo das Wort Gottes lauter und rein verkündigt wird, Christus gegenwärtig ist und seine Herrschaft betätigt. Der Gläubige weiß sich durch das verkündigte und geglaubte Evangelium mit ihm und allen Gläubigen, also mit der Kirche Christi, vereinigt. Aber für den Beobachter dessen, was vor Augen liegt, ist die um das Wort vereinte Gemeinde nicht die Kirche, sondern ein Teil einer Kirche. Es gehört zum Wesen einer Kirche, daß sie mehrere Gemeinden als eine übergeordnete Körperschaft umfaßt, daß sie also nicht unmittelbar auf das Reich Gottes abzweckt, sondern mittelbar, indem sie die Gemeinden trägt, die ihrerseits die Herde der christlichen Frömmigkeit sind.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte möchte ich folgende Formel vorschlagen, um endlich einmal eine handliche und deutliche Begriffsbestimmung zu gewinnen: Evangelische Kirche nennen wir ein solches Gemeinwesen, dessen Zweck darin besteht und darin aufgeht, durch Pflege religiösen Gemeindelebens der Kirche Jesu Christi zu dienen. Mag aber ein Anderer eine noch treffendere Formel ausfindig machen — jedenfalls hoffe ich dadurch deutlich gemacht zu haben, von was für Größen im Folgenden die Rede ist.

Die Frage nach dem Wert und der Zukunft der evangelischen Kirchen wird für uns, denen das Christentum nicht ein Ideenkomplex, sondern die geschichtliche Gestalt Jesu von Nazareth ist, von selbst die Form annehmen, ob die Bildung solcher Kirchen und ihre Erhaltung auf der Linie des Wollens Jesu gelegen hat. Daß Jesus keine Kirche gestiftet hat, scheint mir eins der zweifelfreisten Ergebnisse einer Betrachtungsweise, die Jesus nur aus sich selbst zu verstehen redlich bemüht ist. Ebenso zweifellos aber erscheint mir, daß es Jesus als etwas Natürliches und Selbstverständliches angesehen hat, daß auch seine Jünger eine religiöse Gemeinschaft sein werden, daß sie gemeinsam beten, sich untereinander stärken, sich für ihre Brüder verantwortlich fühlen und gedrungen sein werden, auch Andern das Gut des neuen Glaubens mitzuteilen, sie sich zu Nächsten und Brüdern zu gewinnen. Insbesondere das Letzte hat er ihnen ausdrücklich aufs Gewissen gelegt. Daß das Alles geschieht, ist nicht erst Folge der Erscheinung Jesu — wenn auch die Art, wie, und die Kraft, womit es geschieht, von ihm herrührt, — sondern es ist etwas ebenso in der natürlichen Schöpferordnung Begründetes, wie daß Menschen einander heiraten und Völker einen Stat bilden. Wie Ehe bei Heiden und Christen ist, so ist auch die christliche Religionsgemeinde, die sich Kirche nennt, eine Religionsgemeinde, wie die Sakralgenossenschaften oder wie die jüdische Tempelgemeinde, der Unterschied liegt ausschließlich im geistigen Inhalt. Jesus ist nicht der Urheber davon, daß es auch unter uns Christen religiöse Gemeinschaften und Betätigungen gibt, aber er ist der

*) Drews' Unternehmen will nur das Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen beschreiben. Eine vollständige Kirchenkunde aber muß erstreben, auch die außerdeutschen und die Freikirchen kennen zu lehren. Die Definition der evangelischen Kirche muß natürlich alle Arten von Kirchen zu umspannen suchen, sonst ist sie unbrauchbar.

Urheber, daß und wie weit darin sein Geist lebendig ist. Anders ausgedrückt: die christlichen Kirchen sind nicht der Ursache, sondern nur dem Zwecke nach christlich; ob sie ihren Namen: Christlich oder Kirche — ein gleichbedeutendes Eigenschaftswort — mit Recht tragen, weiß Niemand, als Gott allein; allgemeingiltig ausmachen läßt sich darüber Nichts. Die Frage: Jesus und die Kirche liegt auf genau derselben Fläche, wie die Fragen: Jesus und der Stat, Jesus und die Ehe, Jesus und die Wirtschaftsordnung. Insofern nämlich, als alle diese Fragen Jesus in eine fremdartige und unzulässige Beziehung setzen. Ob es das Alles geben oder nicht geben, und wie es gestaltet sein soll, darauf antwortet Jesus überhaupt Nichts. Weder ein Ja, noch ein Nein. Recht und Unrecht, Ueberflüssigkeit und Notwendigkeit all dieser Institutionen entscheidet sich nur nach den natürlichen Bedürfnissen und nach der Einsicht des Menschen, wobei aber entsprechend dem Gebote der Liebe nicht nur das individuelle, sondern ebenso das soziale Bedürfnis in Betracht zu ziehen ist. Jesus hat das Reich Gottes gewollt, und seine Jünger erkennt man daran, daß dasselbe Wollen ihre Herzen warm macht. Wie sie aus diesem Willen heraus handeln sollen, das läßt sich nicht für alle Zeiten und Umstände giltig festlegen. Zweifellos, wenigstens für Protestanten, ist, daß dem Reich Gottes nicht allein durch kirchliches Handeln gedient wird, daß es vielmehr alles Handeln des Menschen in seinem Hause, in seinem Volke aufruft. Wir können uns z. B. ein Wachstum an brüderlicher Gesinnung, eine Erhaltung und Mehrung des Besitzes der Menschheit an Friede, Freude, Gerechtigkeit nach unserer geschichtlichen Einsicht schwerlich vorstellen ohne das Mittel statlicher Ordnung, wir können uns ebensowenig die Herausbildung eines reineren Menschentums denken ohne das Mittel der Familie. Damit ist dem Christen das gute Gewissen als Statsbürger und Hausvater gegeben; er bejaht das Recht und die Notwendigkeit von Stat und Familie, weil sie sich in sein Wollen des Reiches Gottes eingliedern lassen. Läßt sich die Notwendigkeit von Kirchen ebenso einleuchtend dartun? Dürfen wir behaupten, daß es ohne sie weniger christliche Frömmigkeit in der Welt geben würde?

So mündet die Frage: Jesus und die Kirche — in die andere ein: Bedarf die christliche Frömmigkeit der Kirche? Ich muß gestehen, daß ich die absolute Notwendigkeit der Kirchen für den Bestand und die Fortpflanzung christlicher Frömmigkeit in der Welt nicht ebenso vorbehaltlos zu bejahen wage, wie es kürzlich in diesen Spalten geschehen ist (Nr. 26). Man beweist die Notwendigkeit der Kirchen nicht ohne weiteres mit der Notwendigkeit religiösen Gemeinschaftslebens. Ganz ähnlich wie der Verfasser des Artikels: Kirche und Christentum in Nr. 26, nur noch präziser und konsequenter, sucht Theodor Kaftan in der oben erwähnten Schrift die Notwendigkeit der Kirchen zu begründen (S. 12). Nach ihm ist christliche Religion ohne christliche Kirche eine Utopie. Den Beweis bildet folgender Schluß. Obersatz: Christentum ist nicht ohne die Gemeinde von Wort und Sakrament. Untersatz: Diese Gemeinde von Wort und Sakrament ist, auf die Dauer und auf das Ganze gesehen (so wird einschränkend hinzugefügt), nicht ohne die empirische Kirche. Daraus ergibt sich als Schluß: Christliche Religion ist nicht ohne die empirische Kirche, d. h. „ohne die Kirche, in der unvermeidlich Etwas von dem Kirchentum steckt, das das Christentum belastet." Der Beweis scheint mir deshalb hinfällig, weil nur der Obersatz einleuchtet, der Untersatz aber gerade das als Beweisgrund aufführt, was erst zum Beweise steht.

Ganz richtig, ja fast selbstverständlich ist, daß christliche Frömmigkeit unter uns nicht wäre, wenn ihre Glut nicht immer wieder Menschenseelen entzündet hätte, daß der Glaube nicht wäre, wenn das Wort Gottes nicht verkündigt und bezeugt worden wäre, daß er Entstehen, Wachstum und Vertiefung dem Zusammenhang des Einzelnen mit einer Gemeinschaft des Betens, Bekennens und der Uebung im christlichen Leben verdankt. Wir werden allerdings den Satz wagen dürfen: Wer das Reich Gottes will, wird auch christliche Gemeinschaft, Zeugnis und Erziehung für Christus, er wird das, was wir Predigt, Gottesdienst, Seelsorge nennen, in irgend einer Form wollen müssen. Aber damit ist für die Notwendigkeit von Kirchen noch gar Nichts bewiesen. Und das Zeugnis der Geschichte bestätigt die Behauptung von der Unentbehrlichkeit der Kirchen für den Bestand des religiösen Gemeinschaftslebens nicht.

Es ist nun doch einmal nicht zu leugnen, daß die klassische Zeit des Urchristentums eine kirchenlose gewesen ist, daß wir in den Gemeinden des Paulus Nichts entdecken, was auch nur als Keim oder Ansatz kirchlicher Institutionen sich betrachten ließe. Kaum ist Etwas wie ein Amt oder ein Verhältnis der Unterordnung innerhalb der einzelnen Gemeinden zu spüren, denn das Ansehen der Geistbegabten wie der Aelteren vor den Jungen und der Männer vor den Frauen kann man unmöglich als Basis der späteren Gemeindegliederung betrachten. Die Betonung der Charismen zeigt ja gerade, daß nur persönliche Werte gelten, aber keinerlei Amtscharakter. Aber auch von dieser kurzen Periode abgesehen, die, weil eine einzigartige Kraft sie erfüllte, auch einzigartige Lebensformen zu erzeugen vermochte, ist es denn für die spätere Zeit richtig, daß es christliches Gemeinschaftsleben um das Zentrum des Wortes herum nicht gegeben hätte und nicht gäbe ohne Kirche? Dürfen wir die Einsicht in die geschichtliche Notwendigkeit der Entstehung der katholischen Kirche zur Behauptung einer absoluten Notwendigkeit überspannen? Geraten wir damit nicht unfehlbar in die Geleise der römisch-katholischen Apologetik? Denn, wenn das wahr wäre, daß christliche Gemeinschaft nicht sein kann ohne die empirische Kirche, so heißt das doch: wir verdanken den Bestand des Christentums während drei Viertel der christlichen Zeitrechnung den Priestern, den Bischöfen und dem Papst, dem Glaubensgesetz, dem Schriftenkanon, den kirchlichen Konstitutionen, dem Beichtstuhl und der Bußdisziplin. Wir sind ja wohl alle zu billig, um die ungerechte Geschichtsbetrachtung der Reformatoren zu teilen, die gerade umgekehrt urteilten, und die unermeßlichen Verdienste der Römischen Kirche um die Pflanzung und Pflege einer christlicheren Kultur unter den abendländischen Völkern zu verkennen; aber so weit dürfen wir nicht gehen, die Erhaltung des Christentums ausschließlich auf das Haben der empirischen Kirche zu schreiben. Es ist sehr die Frage, ob nicht das Christentum völlig verweltlicht und paganisiert worden wäre, wenn nicht das ganze Mittelalter hindurch neben der Kirche das Mönchtum gestanden hätte, also eine unkirchliche, ja in seinen Ursprüngen kirchenfeindliche Bildung. Und neben beiden die zahlreichen außerkirchlichen und von der Kirche abgestoßenen und verfolgten sektiererischen Bewegungen, die gegen das Ende des Mittelalters hin mehr und mehr die eigentlichen Hüter christlichen Gemeinschaftslebens wurden, während es in der Kirche verfiel oder ungepflegt verwilderte. Drittens muß die Kirche das ihr allein zugeschriebene Verdienst mit der unmeßbaren Wirksamkeit der großen prophetischen Persönlichkeiten teilen, die auch keinesfalls nur als Organe der empirischen Kirche gewertet werden können.

Wie steht es nun aber seit der Reformation? Hier liegt die Sache noch einfacher und für die Kirchen ungünstiger, denn in den Ländern, die sich ihr erschlossen haben, ist der Tatbeweis erbracht, daß es gesundes religiöses Gemeinschaftsleben geben kann, ohne daß irgend Etwas wie eine Kirche existiert. In den lutherischen Ländern machte ja die Reformation der Kirche ein Ende. Der Fürst, die Obrigkeit, modern geredet: der Stat waren die Urheber und Vollstrecker der kirchlichen Reform. Wo ist in diesen Ländern von 1550 bis gegen 1800 eine Kirche? Genauer Beobachtung zeigt sich folgende Ordnung und Gliederung der evangelischen Gemeinschaft: Es gab ein protestantisches Kirchenwesen in den Preußischen, Sächsischen usw. Staaten, d. h. ein Staatsdepartement mit dem Beruf, die Kirche (welcher Ausdruck zu jener Zeit mit dem der Religion völlig gleichlautet) zu fördern, es gab Gemeinden und Kirchspiele, es gab ein starkes Bewußtsein geistiger Einheit im Bekenntnis, welches an keiner Landesgrenze Halt machte, aber — Kirchen gab es nicht. Und auch in den reformierten Ländern ist es gar nicht viel anders. Auch dort ist es normaler Weise die Obrigkeit oder die Bürgerschaft, die dem religiösen

Gemeindeleben Rückhalt, Schutz und Förderung gewährt. Und erst da, wo diese Gewalten versagen, unter katholischer Herrschaft, unter Druck und Verfolgung, bilden sich, fast notgedrungen, die ersten protestantischen Kirchenkörper.

Ich habe diesen geschichtlichen Rückblick nur deshalb angestellt, um der Uebertreibung zu wehren, als ob die Kirchen unumgängliche Notwendigkeiten für den Bestand des christlichen Gemeinschaftslebens wären, das seinerseits wiederum der Herd der christlichen Frömmigkeit ist. Aber natürlich kommt mir nicht in den Sinn, zu bestreiten, daß die Kirchen um das Christentum unermeßliche Verdienste gehabt haben und haben.

Jedoch: die Frage nach dem Werte der Kirchen für die christliche Frömmigkeit ist damit noch nicht endgiltig erledigt. Wir fassen sie als eine Gegenwarts-, ja als eine Zukunftsfrage. Wir wollen wissen, was die Kirchen für uns, für unser Volk, in seiner heutigen Lage bedeuten. Dieser Frage aber gibt die geschichtliche Entwicklung, die hinter uns liegt, die Wendung: Ist die Ordnung des religiösen Gemeindelebens, wie sie der alte Protestantismus gestiftet und wie sie in Deutschland von den lutherischen Ländern auch auf die reformierten übergegriffen hat, auch für die Gegenwart möglich und wünschenswert, die Ordnung nämlich, wonach der Stat Hort und Hüter des evangelischen Gemeindelebens ist? Sollen wir den Einfluß des States darauf, soweit er noch vorhanden ist, als ein Gut hüten und stärken, oder als einen Druck und Fessel bekämpfen? Wir stehen damit vor der Frage: Kirche und Stat. Bei schärferem Zusehen aber lautet sie: Kirche oder Stat —, wer wird und soll in Zukunft Hüter des evangelischen Gemeindelebens sein, der Stat, der es Jahrhunderte lang hat sein wollen, oder Kirchen, die, darüber kann kein Zweifel sein, dann erst als etwas ganz Neues im Bereich des Protestantismus entstehen müßten? Foerster

---

Stimmen der Väter

Christian Thomasius 1653—1728

Aus dessen Ernsthaften Gedanken über etliche ernsthafte Bücher und Fragen vom Dezember 1688

Interesse principum circa veram religionem
(Die Religion als Stütze des Throns)

Ich bin der Meynung daß es eine unanständige Sache sey, seine Religion wegen des zeitlichen Interesse zu recommandiren. Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohl. Dieses ist aber nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpfet, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort ist, daß sich solches nach eines Jeden seiner Meynung gar leichte drehen und formiren läßt. Dannenhero halte ich dafür, daß man sich um die Religion mehr verdient mache, wenn man jene albernen Verfechter derselben bey Seite schaffe, als wenn man dieselben hegt; denn sie kämpfen für sie nur mit Steckenpferden, hölzernen Degen und Klatschbüchsen.

Vom Pontifikat Leos XIII.

Man schreibt uns:

Die Nekrologe auf Leo XIII., die in der deutschen Tagespresse während der letzten Wochen umhergeschwärmt sind, wie die Mücken am Sommerabend, bestätigen wieder einmal die Erfahrung, daß über römisch-katholische und namentlich vatikanische Dinge aus deutschen Zeitungen nicht viel zu lernen ist. Sie sprechen zwar oft darüber, jedoch sie sagen Nichts; die Einen, weil sie Alles wissen, die Andern, weil sie Nichts wissen. Eine Ausnahme hat zeitweilig nur ein Blatt gemacht, die Münchener Allgemeine Zeitung mit ihren ‚Spectator'-Briefen, als deren Verfasser der namhafte Gelehrte und katholische Geistliche Franz Xaver Kraus längst erkannt wurde. Kraus ist in den letzten Tagen des Jahres 1901 gestorben. Trotzdem kann die Allgemeine Zeitung (in Nr. 219 vom 9. August) aus seiner Feder einen Epilog zu dem Pontifikate Leos XIII. bringen, der ersichtlich im Jahre 1899 geschrieben ist.

Ein solches jugement d'outre-tombe steht wohl einzig da und verdient schon darum gelesen zu werden. Aber auch um seines Inhalts willen ist der kurze Aufsatz beachtenswert. Wie in Allem, was Kraus über Kirche und Vatikan geschrieben hat, verrät sich auch hier intime Kenntnis, die manchen Blick hinter die Kulissen getan hat, aber auch die hochgradige Verstimmung, die den ehrgeizigen und, wie er meinte, nicht nach Verdienst gewürdigten Priester beherrschte und die oft genug in bittere Feindseligkeit ausschlug. Diese Stimmung hat Kraus auch in seinem Urteil über die Regierung Leos XIII. nicht verleugnet. Sie verführt ihn zu Uebertreibungen und schiefen, ja geradezu falschen Behauptungen. Daß die Verurteilung des italienischen Reformkatholiken Rosmini ein entscheidendes Ereignis gewesen sei, ist eine Uebertreibung, die man dem überzeugten Rosminianer verzeihen wird. Daß aber diese Verurteilung Leo XIII. eine Unpopularität verschafft habe, wie sie in gleichem Maße seit dem sechzehnten Jahrhundert, seit Paul V., kein Papst erfahren, das ist einfach falsch. Es mag auch unter Leo XIII. Enttäuschte, Verstimmte und Verletzte unter dem katholischen Klerus gegeben haben, die dem glorreich regierenden Papste bald ein seliges Ende wünschten, aber sie waren selten, außerordentlich selten. Katholiken wie Nichtkatholiken wissen es, haben es gesehen und erlebt, wie unter Leo XIII. und gerade dank der Persönlichkeit Leos XIII. das Prestige der Römischen Kirche von Jahr zu Jahr gestiegen ist in einer Weise, daß weder eine diplomatische Schlappe wie die Zurückweisung vom Haager Friedenskongreß, noch eine moralische Niederlage wie der Taxil-Schwindel ihr vorderhand viel Abbruch tun konnten.

Aber in einem Punkte trifft Kraus bei seiner Beurteilung des nun abgeschlossenen Pontifikates ins Schwarze, da nämlich, wo er sagt: die Restauration des Kirchenstates bildet den Schlüssel für das Verständnis dieses ganzen Pontifikates. Und hier ist es, wo Kraus sogar eine wirkliche Enthüllung zu bringen vermag.

Man hat bisher allgemein angenommen, Leo XIII. gehörte zu den nicht allzu häufigen Päpsten, die während ihrer Regierung die Richtung, das Programm ihrer ganzen Politik, änderten. Man unterschied bei ihm eine erste Periode, die vorwiegend von religiösen Tendenzen beherrscht gewesen sei und in ihrem Verhalten gegenüber den weltlichen Mächten den Stempel ausgesprochener Friedensliebe getragen habe, einer Friedensliebe, die gegenüber dem Königreiche Italien sogar bis zu dem Versuche einer förmlichen Verständigung, der famosen riconciliazione gegangen sei. Diese Periode habe bis 1886 gedauert, bis zur Berufung Rampollas auf den Posten des Statssekretärs. Von da an hätte sich die Tätigkeit der Kurie in der entgegengesetzten Richtung bewegt, das Streben nach Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft sei wieder hervorgetreten und weltlich-politische Rücksichten hätten alles Andere zurückgedrängt. An der Tatsache dieses Wechsels hat Niemand gezweifelt; wohl aber hat sich Mancher die Frage vorgelegt, wie es zu erklären sei, daß ein Papst das Programm, auf das hin er gewählt worden — denn der Kardinal Pecci war im Konklave von 1878 tatsächlich der Kandidat der italienischen Versöhnungspartei, der Tosti, Carini und Genossen — und dem er acht Jahre lang treu zu bleiben gesucht, mit einem Male bei Seite warf, um nun mit viel größerer Energie das Gegenteil zu betreiben?

Wir erfahren jetzt, daß diese Ansicht von der Wandlung Leos XIII. auf einem tatsächlichen Irrtum beruht. Leo XIII. hat im Jahre 1886 mit seinem Statssekretär nur die Methode gewechselt, nicht aber das Programm. Dieses war vielmehr vom ersten bis zum letzten Tage das gleiche: Wiedererlangung des Kirchenstates! Das Ziel zu erreichen, hat Leo XIII. schon im Anfange seiner Regierung versucht, und zwar mit Hilfe — Deutschlands!

Die Tatsache ist bisher völlig unbekannt gewesen. Man wußte wohl, daß Pius IX. im Jahre 1870 durch den Kardinal Ledochowski und den Nuntius Chigi sehr energisch die Un-

terstützung Preußens zur Wiedergewinnung Roms verlangt hatte. Die Zumutung wurde abgelehnt, obgleich damals die Stimmung im Hauptquartier zu Versailles und namentlich bei Bismarck gegenüber Italien ziemlich erbittert war wegen des Zuzugs, den Garibaldis Scharen unter Konnivenz der italienischen Regierung den Franzosen leisteten. Nun soll auch Leo XIII. die Erfüllung seiner irdischen Wünsche zunächst in Berlin gesucht haben. Die Angaben von Kraus lauten so bestimmt, daß man sie nicht bezweifeln kann:

„Dem Unterhändler von 1879 und 1880 [Kraus selber?] hatte Leo XIII. die Erklärung gegeben: er sei überzeugt, Deutschlands Kaiser, obgleich Protestant, sei als Hüter der moralischen Prinzipien berufen an der Spitze der europäischen Zivilisation einherzugehen, und er, Leo XIII., sei bereit und gewillt, seine Hand in diejenige Wilhelms I. zu legen.

Daran aber war die Forderung geknüpft: Rückgabe des Kirchenstates.

Lassen wir einen Augenblick die Phantasie zu Worte kommen. Stellen wir uns vor, auf dem Throne der Hohenzollern säße zu der Zeit, wo solch ein Antrag und solch eine Forderung des Oberhauptes von 200 Millionen Katholiken an ihn ergeht, nicht der greise Wilhelm I., sondern ein junger Herrscher von hochfliegendem Ehrgeiz, ein Mann, den das Ungewöhnliche lockt und das Paradoxe reizt, der der Schmeichelei zugänglich ist, und der da meint, weil man in der Politik imstande sein müsse, auch gegen das eigene Gefühl zu handeln, so sei die Politik, die am meisten dem natürlichen Gefühl widerspreche, die beste. Neben ihm stände nicht mehr Bismarck, der alterfahrene Meister der Statskunst, dessen ruhiges Augenmaß ebenso groß ist, wie seine geniale Unberechenbarkeit, sondern vielleicht ein gewandter Kleinmeister des diplomatischen Spiels, der vor allem nach einer sicheren Stütze im Inneren verlangt und für ideelle Größen nur das überlegene Lächeln des Skeptikers hat. Wäre der Antrag Leos XIII. abgelehnt worden? Wer wollte das mit Sicherheit behaupten! Hat doch sogar Bismarck im Jahre 1870 Pius IX. eingeladen, sein Asyl in Deutschland zu suchen. Es ließ sich ja so Vieles dafür sagen: im Reichstag eine feste und starke Regierungspartei, in Posen, in Elsaß-Lothringen die willkommenste Unterstützung des Deutschtums, nach außen anstatt der problematischen italienischen Allianz — die ja noch garnicht bestand — vielleicht ein besseres Verhältnis zu Frankreich. Das Alles konnte man haben, und am Ende ziemlich billig, denn den Preis mußten, wenn es überhaupt zur Abrechnung kam, die Italiener zahlen. Einer vereinten Pression Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs zu gunsten des heiligen Vaters hätten sie sich schwer widersetzen können, und wenn doch, so genügte vielleicht schon der von Deutschland bewiesene gute Wille, vielleicht auch konnte man den Vatikan mit der bloßen Hoffnung für sich gewinnen.

Es wäre eine Politik geworden, nicht frei von Abenteuerlichkeit, ihr Ausgang ungewiß; der Papst hätte sein Rom dabei wahrscheinlich doch nicht bekommen. Eins aber ist gewiß: in Deutschland wäre zehn bis fünfzehn Jahre früher Katholisch Trumpf geworden und die klerikal-konservative Reaktion hätte das Schicksal der Nation auf Menschenalter, vielleicht auf immer bestimmt.

Die Phantasie ist nicht zur Wirklichkeit geworden; Wilhelm I. und Bismarck zeigten sich den Anerbietungen Leos unzugänglich und — wie Kraus sich ausdrückt — „die positiv gestellte Forderung ‚Rendez-moi Rome‘ wurde ebenso positiv abgelehnt.“

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! Der Appell an die „monarchischen Prinzipien“ hatte bei dem deutschen Kaiser versagt; nun wandte man sich an — die französische Republik. Oder vielmehr (Kraus ist hier nicht ganz genau) man wandte sich nicht an sie, sondern man lieh ihren Werbungen ein Ohr und gab sich ihr schließlich ganz hin. Nicht von Rom aus ist die widernatürliche Allianz gesucht worden, sondern von Frankreich aus, ihr Stifter war der Kardinal Lavigerie. Ihm gelang es, den Vatikan zu überzeugen, daß seine Interessen von der demokratischen Republik gerade so gut wahrgenommen werden könnten, wie ehedem von den allerchristlichsten Königen, denen der heilige Stuhl ja so Viel verdankte; daß Frankreich noch immer, auch im republikanischen Kleide, Roms älteste und getreueste Tochter sei, und daß der Papst nur nötig habe Republikaner zu sein, damit die Republik päpstlich werde.

Nicht in einer warmen Sommernacht ist das Verführungswerk gelungen. Jahre hat es gedauert, bis in Rom das natürliche Widerstreben gegen eine Verbindung besiegt war, die allen Ueberlieferungen des Papsttums, den Lehren des Syllabus und schließlich sogar den feierlichen Erklärungen Leos XIII. selbst widersprach. Noch im November 1889 hatte der Papst eine Encyclica erlassen, in der er das regimen populare, die Republik, verurteilte als eine in ihrem Prinzip unvernünftige, dem Geiste des Christentums widersprechende, in ihren Folgen die statliche Ordnung zerstörende Einrichtung. „Er wollte — so verrät uns wiederum Kraus —, daß man an maßgebender Stelle in Deutschland von dieser seiner Aeußerung Kenntnis nehme.“ Traute er dem inzwischen zur Regierung gelangten jungen Herrscher vielleicht größere Elastizität zu, als einst sein Großvater bewiesen hatte? Aber es war wieder umsonst, von Deutschland war Nichts zu erwarten, und als zwei Jahre später der französische Kardinal in Rom erschien, da wurde der Pakt geschlossen, dessen äußere Folgen alsbald handgreiflich hervortraten: der Papst gab der Republik seinen Segen, er wurde der geschworene Feind des Dreibundes, und bald stand ihm das schismatische Rußland näher, als das katholische Oesterreich.

Ungeheure Opfer hat der Vatikan dem neuen Bundesgenossen gebracht. Die treuesten Anhänger Roms werden jetzt verstoßen, geopfert: die katholischen Interessen in der Levante, von Alters her Frankreich anvertraut, werden Rußland zu Liebe vernachlässigt, und der Papst muß es dulden; die katholischen Polen werden dem schismatischen Zaren preisgegeben und ihnen auch das Letzte, was einer geknechteten und zerrissenen Nation noch bleibt, mit harter Hand genommen, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sie sollten sich in ihr Schicksal finden; das war der Trost des heiligen Vaters.

Und das Alles um ein paar Quadratmeilen Land!

Man glaubt hier wohl vor einem psychologischen Rätsel zu stehen. Leo XIII. galt allgemein als ein kluger, sehr kluger Mann, und er verdiente diesen Ruf. Er kannte auch ein gutes Stück Welt, er hatte mehr gesehen, als Mancher unter Seinesgleichen. Daß er sich von überlieferten Vorurteilen unter Umständen sehr wohl frei zu machen verstand, hat er mehr als einmal bewiesen. Die Verleihung des Christusordens an den Ketzer Bismarck, die Oeffnung des päpstlichen Geheimarchivs sind scheinbar Kleinigkeiten. Aber wer es erfahren hat, wie schwer gerade in Kleinigkeiten mit einer alten Tradition zu brechen ist, der wird diese Züge nicht bedeutungslos finden. Die großen Züge dieses Pontifikates offenbaren nicht weniger einen kühnen Geist, der den Mut hat, auch das Unwahrscheinliche zu wollen. Eine Lieblingsidee Leos war die Wiedervereinigung aller christlichen Konfessionen. Sie war nicht etwa eine müßige Träumerei. Es ist sehr ernsthaft daran gearbeitet worden, in Ost und West, gegenüber den orthodoxen Griechen und gegenüber der anglikanischen Kirche. Auch die Union mit den Protestanten galt Leo XIII. nicht für unmöglich; er hörte es gern, wenn man ihm von angeblichen Vorboten der Annäherung erzählte. Und ist denn nicht das größte Ereignis seiner Regierung, der Bund der Kirche mit der Demokratie, der Versuch, die Massen des Vierten Standes für Rom zu gewinnen, ist das nicht eine Tat von seltener Kühnheit? Noch unter Pius IX. wäre so Etwas schlechterdings undenkbar gewesen. Wenn es der gedankenlos hinlebenden Welt heute fast schon als etwas Selbstverständliches erscheint, so ist dies nur der Energie zuzuschreiben, mit der Leo XIII. die neue Idee sich zu eigen machte und durchzuführen suchte. Man sagt nicht zu Viel, wenn man es ausspricht: auf dem Stuhle des Apostelfürsten haben Wenige gesessen von gleicher Kühnheit und Freiheit des Geistes, wie Leo XIII.

Und derselbe Mann, der nach anderen Richtungen sich so frei, dem Neuen so zugänglich zeigte, er stand doch ganz und gar im Banne der Vergangenheit, sobald es sich um seine welt-

liche Herrschaft handelte. Von dieser einen Idee war er vollkommen beherrscht, ihr ordnete er alles Andere unter. Verließ ihn hier sein klarer und scharfer Blick? Wurde ihm die Kühnheit seines Gedankenfluges verderblich, sodaß er Unmögliches für möglich hielt, weil er es wünschte? Waren Erinnerungen an seine Jugend, wo er als weltlicher Gouverneur in Benevent und Perugia mit Geschick nnd Erfolg regiert hatte, zu mächtig in ihm, Erinnerungen, zu denen der Greis mit zunehmendem Alter immer lieber zurückkehrte? War es am Ende nur noch seniler Eigensinn?

Die Welt glaubte im allgemeinen an eine andere Erklärung. Man dachte sich wohl den Pontifex als guten alten Mann, der in seinen Gemächern zurückgezogen lebte, Verse machte und liebenswürdig Audienzen erteilte, die Regierung der Kirche aber dem Kardinal Statssekretär überließ. Viele waren sogar der Meinung, der Papst wisse und erfahre von den Geschäften Nichts oder nur gerade so Viel, wie sein Premierminister ihm zu sagen geruhe. So war der Gefangene im Vatikan für die populäre Vorstellung eigentlich der Gefangene des Kardinals Rampolla.

Wer einmal einen Blick in die engere Umgebung des Papstes getan hat, kann diese Meinung nicht teilen. Leo XIII. empfing oft und gern Jeden, der sich ihm näherte, er hörte Alles, was man ihm sagte, besprach sich nicht nur mit den Kardinälen, sondern mit den Prälaten aller Länder, die ihm zu huldigen kamen. So streng die altehrwürdige Etikette des Vatikans auch ist, sie gestattet den Bischöfen, den „Brüdern“ des Papstes, doch eine freiere Aussprache, als sie in weltlichen Monarchien zwischen Untertanen und Herrscher üblich ist. Auch hat wohl Jeder, der von Leo XIII. empfangen wurde, den Eindruck mitgenommen, daß dieser Papst seine Umgebung durchaus beherrschte, wie er sie geistig überragte. In der Frage der weltlichen Herrschaft vollends hat Leo XIII. noch in seinen letzten Lebensjahren kein Hehl aus seinen persönlichen Wünschen und Hoffnungen gemacht. Dem trefflichen Bischof Bonomelli von Cremona, der ihm des Längeren auseinandergesetzt hatte, daß und warum die Wiederherstellung des Kirchenstates ein Ding der Unmöglichkeit sei, erwiderte er einst ganz trocken: „Ich bin sicher, daß man mir binnen weniger Jahre meine weltliche Herrschaft zurückgeben wird.“

Es kann kein Zweifel sein, Leo XIII. hat nicht nur die Wiederherstellung des Kirchenstates erstrebt, sondern er hat sie für nahe bevorstehend gehalten; er hat sie noch selbst zu erleben gehofft. Was jeder aufmerksame Beobachter draußen in der Welt als bare Unmöglichkeit längst erkannt hatte, der Papst in all seiner Unfehlbarkeit glaubte daran und richtete sein ganzes Tun darauf ein. Er hatte, in seiner Abgeschlossenheit, wohl nicht bemerkt, daß die Zeit vorgerückt und die Lage verändert war. Was bei seiner Tronbesteigung noch möglich schien — freilich auch nur um den Preis eines internationalen Abenteuers —, es war zwanzig Jahre später ein irrer Traum geworden. Diese zwanzig Jahre hatten Rom und Italien verwandelt. Der junge Einheitsstat hatte schwere innere und äußere Gefahren, nicht ruhmreich zwar, aber doch glücklich überstanden. Er machte Fortschritte in der inneren Festigung und in der Entfaltung seiner Kräfte. Er hatte in der europäischen Statengesellschaft seinen festen Platz eingenommen. Im Lande selbst war eine Generation herangewachsen, die es nie anders gewußt hatte, als daß Italien ein einiges Königreich und Rom seine Hauptstadt sei. Und diese Hauptstadt hatte sich — zum tiefen Schmerz aller modernen Romantiker — aus dem ehrwürdigen, aber arg wurmstichigen Denkmal der Vergangenheit in eine moderne Großstadt verwandelt, mit modernen Ansprüchen und modernen Aufgaben, durch tausend starke Fäden des Verkehrs mit der übrigen Welt verbunden, ganz darauf angewiesen und daran gewöhnt, Hauptstadt eines großen Reiches zu sein, zur guten Hälfte garnicht mehr von Römern, sondern von Auswärtigen, von Italienern aus Nord und Süd bevölkert.

Die Wandlung mag von den Fenstern des Vatikans nicht erkennbar gewesen sein, und so konnte es kommen, daß der Papst von einer Hoffnung nicht lassen wollte, die der übrigen Menschheit längst als eine Fatamorgana erschien. Aber die Zähigkeit, mit der Leo XIII. und sein Statssekretär an dieser Idee festhielten, wäre doch nicht erklärt, vergäße man der Person, die es verstand die klugen Priester so grausam zu täuschen. Hinter dem Throne Leos XIII. steht sein böser Geist: der Botschafter Frankreichs. Bei jeder Wendung der Dinge, bei jedem Schwanken des Papstes, raunt er ihm ins Ohr: „Heiliger Vater, denken Sie an den Kirchenstat, denken Sie an Rom! Frankreich allein, Sie wissen es, kann Ihnen dazu verhelfen, und wird es tun, wenn der Moment gekommen ist!“ Und die Mahnung wirkt immer neu.

Ob die französischen Statsmänner jemals ernstlich die Absicht gehabt haben, ihre Versprechungen wahr zu machen, ist freilich sehr die Frage. Aber ihren Zweck erreichten sie. Der Papst tat sein Möglichstes, die Republik zu befestigen, indem er die monarchistische Partei zerstören half; der Vatikan blieb der französischen Diplomatie allezeit dienstbar. Die deutschen Vertreter an der Kurie wußten auch ganz genau, warum sie bei einer Kollision mit französischen Wünschen stets den Kürzeren zogen. Frankreich brauchte ja nur das Zauberwort Dominium temporale auszusprechen, und es hatte gewonnenes Spiel. Wie groß der französische Einfluß war, obgleich in den Aemtern der Kurie keine Franzosen, wohl aber nicht wenige Deutsche zu finden sind, das wußte man in Rom allgemein. Es zeigte sich vielleicht am deutlichsten im Jahre 1895, als aus Anlaß der hundertjährigen Erinnerung an die letzte Teilung Polens eine päpstliche Encyclica, die dem polnischen Volke wenigstens einige unverbindliche Trostworte spendete, bereits gedruckt war, und der russische Geschäftsträger dennoch durch Vermittlung Frankreichs ihre Zurückziehung und den Erlaß einer andern bewirkte, die den Polen den kühlen Rat gab, auf ihre nationale Einheit und Freiheit für immer zu verzichten.

Alles hatte Leo XIII. auf die eine Karte La France gesetzt; der Gewinn sollte Rom sein. Er hat Spiel und Einsatz verloren. Schon seit einigen Jahren mußte er mit Besorgnis die zunehmende Annäherung zwischen Frankreich und Italien beobachten, die er nicht zu hindern vermochte. Man machte ihn glauben, sie sei von französischer Seite nicht ernst gemeint, und er glaubte es und schwieg. Er schwieg auch, als in Frankreich eine Kirchenverfolgung begann, deren zehnter Teil ihn jedem andern State gegenüber zu einer Kriegserklärung veranlaßt hätte. Umsonst blickten die aufgescheuchten französischen Mönche und Nonnen hilfesuchend nach Rom, ob denn kein Wort der Ermutigung oder des Protestes laut werden wolle? Der heilige Vater blieb stumm, stumm wie die Mauern seines Palastes. Er wagte nicht zu Gunsten der Bedrängten zu reden, denn schon mußte er fürchten, daß ein drohendes Wort von ihm die Vereinigung der Republik mit dem verhaßten italienischen Königreiche vollends perfekt machen werde. Dann endlich, als auch die letzte Hoffnung schwand, als kein Zweifel mehr möglich war, daß die Verbindung der beiden Staten durch Wechselbesuche ihrer Oberhäupter besiegelt werden solle, daß König Viktor Emanuel nach Paris gehen und Präsident Loubet nach Rom kommen werde, nach Rom als Gast des kirchenräuberischen Königs, unter den Augen des Pontifex, dem man so lange vorgeredet, Frankreich warte nur auf den günstigen Zeitpunkt, um ihm das Seinige wiederzugeben, — da konnte Leo XIII. nicht mehr reden. Seine Diplomatie hatte die Sprache verloren, sein Spiel war aus. Ihm blieb Nichts übrig als zu sterben.

Sein Nachfolger kann die Erbschaft cum benificio inventarii antreten, die päpstliche Politik in neue Bahnen lenken, auf die obsolet gewordene, mit der heutigen Welt nicht mehr vereinbare Idee des Kirchenstates verzichten oder sie doch wenigstens tatsächlich zurücktreten lassen. Was er auch tun mag, seine Aufgabe ist furchtbar schwierig, denn an der Tatsache ist nicht zu rütteln: Leo XIII., einer der sympathischsten, klügsten, geistig freiesten unter allen Päpsten, Leo XIII., der die Kirche mit dem modernen Leben in Beziehung gebracht und ihr in Wissenschaft und Kunst zu Ansehen verholfen hat, — Leo XIII. hat in dem, was ihm die Hauptsache war, in seiner Politik, einen vollständigen Bankerott hinterlassen.

Eine neue Volksbibel!

1

Als ich die Eltern der Konfirmanden besuchte, kletterte ich wieder einmal die finstere Treppe eines Hinterhauses in die Höhe und traf in der Stube voll erstickender Luft ein fünfzigjähriges Mütterchen. Arbeiterfrauen altern früh. Sie empfing mich freundlich, wie das meist so ist, und erzählte von ihren Kindern. Auch ihr Verhältnis zur Kirche wollte sie wohl etwas ins Licht setzen: „Mein Sohn“, sagte sie, „war bei den Soldaten, da hat er auch so ein Buch bekommen. Ich hab' es noch aufgehoben. (NB. also der Sohn hatte es nicht an sich genommen). Ich glaube, das ist ja wohl ein Gesangbuch.“ Und sie brachte ein Büchlein, schlug es auf, blätterte darin und gab es mir. „Aber das ist ja doch ein Neues Testament!“ sagte ich. Es war ein billiges Neues Testament, wie tausend andere auch. Aber ich schien mit meinem Wort kein Verständnis zu finden. Ich sagte: „Das ist ja doch ein Teil von der Bibel.“ „So, so, ich dachte, das wäre ein Gesangbuch!“ Blind war die Frau nicht.

Diese Geschichte ist kraß. Aber man verlernt selbst das Verwundern. Bei dem Zustande, in dem unsere sogenannte Volksbibel sich befindet, bei der gedankenlosen Lieblosigkeit, mit der wir dem Volk ein nicht mehr verständliches Buch hinwerfen, bei der geringen Zahl seelsorgerischer Arbeitskräfte, die sich wirklich auf diese vernachlässigten Großstädterseelen verstehen, ist es kein Wunder, wenn schließlich eine unglaubliche Unwissenheit das Ende ist.

Ich habe zeitweise geglaubt, die Schulbibel würde von der Jugend aufbewahrt und gelesen werden, da eine Bibel oder ein Neues Testament doch lange nicht mehr jedem Kinde zur Konfirmation geschenkt wird. Aber die Schulbibel ist Schulbuch und genießt als solches nicht zu viel Achtung. Manchmal wird sie nach der Schulentlassung ins Fleet versenkt. Daß man in der Bibel lesen könnte, ist der letzte Gedanke, der dem Großstädter kommt.

Einzelne brave Leute vom Lande und einige eifrige Sozialdemokraten lesen die Bibel mit Eifer. Insgemein ist die Bibel dem Volke der Großstadt ein ganz fremdes gleichgiltiges Ding.

Wohl gelingt es hie und da, Leute religiös zu interessieren, auch unter der Jugend —; da kommt dann der Punkt, wo man sagt: Lies es doch einmal in der Bibel! In welcher Bibel? Unsere Bibel ist für den unvorbereiteten Großstädter das unbequemste der Bücher. „Kann man denn nicht einmal eine Bibel machen, wo nur darin steht, was wahr ist?“ sagte mir einmal Einer.

2

Unsere heutige Lutherbibel ist dem Volke aus vielen Gründen ein sehr unbequemer Weg zu Christus; ein dorniger, schwer erkennbarer, wenig lockender Weg.

1. Das gilt schon von der äußeren Form. Wir drucken die Bibel nach der Art des 16. Jahrhunderts in zwei Spalten und reißen die Sätze durch Verszahlen auseinander. Die Ueberschriften klingen mindestens so altertümlich wie der Text, und sie führen oft irre, weil sie eine dogmatisch gerichtete, manchmal ganz verkehrte Auslegung geben. Das Schlimmste aber ist die Sprache. Wir sollten uns doch keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Sprache der Lutherbibel von Worten, Wortstellungen und Wendungen wimmelt, die dem heutigen Geschlecht ganz wunderlich altmodisch klingen. Luther aber wollte doch natürlich zum Volk reden.

2. Noch viel verwirrender aber wirkt auf den Leser der innere Abstand, der ihn von der Weltanschauung der Bibel trennt. Das Alte Testament will doch lehren in all seinen Geschichtsbüchern, wie Israel von Gott nach einem bestimmten Heiligkeitsideal erzogen, gestraft und belohnt worden ist. Dies Heiligkeitsideal ist für unser Erkennen noch sittlich rückständig. Und die ganze Geschichtsdarstellung des Alten Testaments gibt ein höchst unwahres Bild. Im Neuen Testament will jeder Evangelist in seiner Weise Jesus an Taten und Wundern als den Messias erweisen, jeder schlägt zu den ursprünglichen Tönen der Ueberlieferung noch einige neue an. Ueber den Evangelien wie über den Briefen liegt die uns ganz fremdartige Erwartung des Weltendes.

In früheren Jahrhunderten nahmen wir germanischen Völker die Bibel als völlig Unmündige und ertrugen und deuteten uns ihre Fremdartigkeiten wie Kinder das Betragen der Erwachsenen. Doch dies kindlich anbetende Verhältnis zum grauen Altertum ist vorüber.

Die Wenigsten sind sich wohl schon darüber klar, wie da ein Gebirge schroff und fast unübersteigbar zwischen der Bibel und dem neuen Geschlecht sich auftürmt.

3. Endlich kommen noch die rein litterarischen Schwierigkeiten hinzu: Die Widersprüche und Wiederholungen in den Geschichtsbüchern, Geschlechtsregister und Gesetzessammlungen; die zusammengedrängten, oft halbzerstörten Reden der Propheten, die Parallelen in den Evangelien, die für unser Verständnis meist garnicht zutreffenden Berufungen auf das Alte Testament, der Augenblicksstil des Paulus, die Zusammenschiebung von Worten Jesu, die jedes für sich selbständig sind. Und so fort ein Meer von Klippen und Dornen für den Leser!

3

Ist es unmöglich, dem armen Volke zu Hilfe zu kommen? Sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Ich bin nicht der Meinung, daß der Luthertext durch eine neue Uebersetzung verdrängt werden sollte. Wir haben vielmehr allen Grund, unser ermattendes Deutsch in enger Verbindung mit Luther zu halten. Aber mit Luther wurde die deutsche Sprache erst selbständige Litteratursprache. Und das Werden des deutschen Stils ging fort bis zu den Klassikern und dauert wohl noch heute. Es liegt aber seit Luther schon ein großes Stück Weges hinter uns, Luther folgte noch sehr genau den Satzbildungen der Alten und lehrte überhaupt erst das Deutsche in logisch entwickeltem Satzbau reden. Luthers Wortstellung und der Gebrauch der Partikeln ist oft veraltet. Hier gilt es zu ändern, um der Bibelsprache die Schwerfälligkeit zu nehmen:

Z. B. Apgesch. 20, 30.

Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrete Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen.

Statt dessen:

Auch unter euch werden Männer aufstehen, die verkehrte Lehren reden, um die Jünger an sich zu ziehen.

Der lange vollendeten orthographischen Modernisierung der Bibel hat die grammatische zu folgen. Eine ungeheure Arbeit! Aber sie ist nötig.

Man wird nicht warten können, bis die Kirchenregimenter sie tun lassen! Sondern einzelne gelehrte Männer werden im Bunde mit einem weitschauenden Verlagsbuchhändler das Werk unternehmen müssen.

Noch aber ist die Zeit nicht reif. Denn noch ist die Zahl derer, die überhaupt die Bibel wieder lesen wollen, zu gering. Und auf dem Boden der Religion läßt sich durch Massenpropaganda kein gesundes Gewächs ziehen.

Erst müssen überhaupt Einzelne wieder in die glaubensstarke, glaubensfrohe Geisteswelt der Bibel hineinwachsen. Und dafür wird man ihnen vorher e i n i g e T e i l e d e r B i b e l in leicht faßlicher Form geben müssen.*)

4

Freilich wird eine derartige Arbeit das Gefühl wecken, als würde die Bibel aufgelöst. Aber darin ist kein Unglück zu sehen. Die Ansicht, daß der Inhalt des Glaubens in einem Buche festbewahrt sei, bedeutet religionsgeschichtlich keinen Höhepunkt. Im Zeitalter der Apostel gab es kein Neues Testament, und durch Jahrhunderte realen religiösen Lebens im

---

*) Der Verfasser hat Proben einer solchen Bibelvergegenwärtigung im Hamburger Evangelischen Gemeindeboten für Norddeutschland veröffentlicht. Wir geben einige Stücke davon an der Spitze dieser und der nächsten Nummer wieder. D H

Urchristentum ist der Kanon der heiligen Schriften nicht abgeschlossen gewesen.

Darum sollen wir uns nicht fürchten, das Gut der biblischen Ueberlieferung einmal von Neuem in Bewegung zu bringen, wenn wir dadurch Christenmenschen näher an den Mittelpunkt aller Heiligen Schrift, an die Person Jesu heranführen können.

Ich weiß doch Eins: erst als ich aus der Beleuchtung der Kirchenlehre hinaustrat und das Licht der geschichtlichen Wahrheit ertragen lernte, erst als ich mit dem Werkzeug der Wissenschaft den wunderbaren Dom aus Kirchenlehre und Volkssage abbrach, da sah ich den Jesus, von dem neues Leben in meine Seele strömte. Nicht der Gottmensch des Dogma noch der etwas müde Olympier der kirchlichen Kunst, sondern der echte Mensch Jesus von Nazareth zog mich in seinen Bann und deutete mir Welt und Leben, daß mir Alles neu ward.

Nun aber vermögen niemals Gelehrte allein unser Volk wieder religiös jung zu machen.

Wir brauchen Jünger und Jüngerinnen in allen Reihen des Volkes. Wie aber sollen wir sie gewinnen, wenn wir ihnen Christus nicht so zeigen können, wie wir ihn sehen? —

Während ich dieses schreibe, gehen unter meinem Fenster die großen Kähne ihren Weg, Schleusentore öffnen sich, um sie hinauszulassen zu den ragenden Masten und rauchenden Schloten, Eisenbahnen rollen, und der Strom der Arbeiter flutet von der Arbeit heim. An die Menschen dort draußen denke ich, die Güter schaffenden und leitenden Menschen, die berufen sind, noch edlere Güter zu besitzen.

Ich rufe aber um Hilfe hinüber zu den Stätten, wo in der Stille, in Nachbarschaft der Natur, in der fruchtbaren Luft eines alten wissenschaftlichen Wirkens geistige Arbeit reiner und klarer getan wird. Helft uns, wir vollbringen es nicht allein!

Will denn nicht auch einmal ein junger Gelehrter, der ja doch lange unabhängig vom eigenen Vermögen leben muß, zu uns kommen und sich ein Jahr mit uns unter das Volk setzen, um zu hören und zu sehen wie wir, und zu erkennen, wie auch er mit seiner Arbeit diesem großen Volke dienen kann?

Walther Classen

Verschiedenes

Saulus zu Pferde. (Vgl. Nr. 26 Sp. 505; Nr. 32 Sp. 763.) Gewiß gibt die Apostelgeschichte in keinem der drei Berichte über Saulus Bekehrung einen bestimmten Anhalt dafür, daß er den Weg nach Damaskus zu Pferde zurückgelegt habe. Nun meint Nestle, es sei eher Anlaß vorhanden, uns Saulus im Augenblick der Christuserscheinung gehend zu denken, da der Umstand hervorgehoben werde, daß man ihn nachher an der Hand führt und nicht etwa wieder aufs Pferd oder in den Wagen setzt. Ich kann diesen Grund nicht für stichhaltig erachten. Daß man den Saulus, wenn er vorher geritten ist, nun nicht wieder aufs Pferd setzt, scheint von seiner Begleitung doch nur höchst verständig gehandelt. Saulus ist ja nach Apostelgeschichte 9, 8 f. (vgl 22, 11) blind geworden. Ein Blinder reitend! Das ist ja eine Unmöglichkeit! Daß Saulus aber in einem Wagen nach Damaskus gefahren sei, ist, soviel mir bekannt, bisher von Niemandem behauptet worden. Die Annahme, daß Saulus geritten sei, ist wohl leicht genug daraus erklärlich, daß man sich den im höchsten Auftrage des Hohenpriesters und des Synedriums reisenden Kommissarius nicht wohl zu Fuß marschierend vorstellen konnte. Sodann konnte man für diese Annahme in dem Christuswort: Es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken, Apostelgeschichte 26, 14, einen Stützpunkt finden. Wie wirkungsvoll wird dieser Zuruf, wenn man sich etwa vorstellt, daß Saulus selbst eben versucht habe, das vor dem himmlischen Lichtglanze scheuende Pferd mit dem Treibstachel zum Gehorsam zu zwingen — und nun erklingt an ihn das Wort: Du selbst wirst trotz deines Widerstrebens von einem Höheren zum Dienst gezwungen! Freilich es wäre zuviel behauptet, daß die Erzählung damit einen Saulus zu Pferde voraussetze. G Hoffmann

Das Diakonissenwesen kommt wieder einmal auf die Tagesordnung der Diskussion in der kirchlichen Litteratur. Zu einem Teil ist das durch den in Nr. 44 (Jahrgang 1902) besprochenen Roman „Frei zum Dienst“ verursacht, der, wie nicht anders zu erwarten war, viel gelesen worden ist. Heute sei der anfangs nicht genannte Name der Verfasserin nachgetragen: Luise Algenstaedt in Rostock. Sicher hat das Buch seinen Erfolg nicht bloß dem Gegenstand, den es behandelt, und der Tendenz, die es vertritt, zu verdanken, sondern auch, was ich in Ergänzung meiner damaligen Besprechung hervorheben möchte, der Art seiner Darstellung. Denn wenn es auch ein Buch ist, das den Gedanken an die Form durch den Inhalt ganz zurücktreten läßt, und wenn es auch hinsichtlich der Form kein einwandfreies Kunstwerk ist, so ist doch die Darstellung so gewandt und so fesselnd, daß sie den Inhalt wirkungsvoll zur Geltung bringt.

Weitgehende Zustimmung hat Luise Algenstaedt gefunden in einem Schriftchen, das in Breslau erschienen ist (Kommissionsverlag von Carl Dülfer; 15 Pfg.). Darin haben Gertrud Knutzen in Kassel und Pastor Spieß in Breslau „Gedanken zum Diakonissen-Wesen, angeregt durch »Frei zum Dienst«, eine Diakonissengeschichte“, niedergelegt. Natürlich sinds nur kurze Vorschläge, dazu maßvoll und besonnen. Ihr Inhalt ist wichtig genug; sie wünschen Gründung eines Diakonissen-Mutterhauses für die Töchter gebildeter Stände. Der Gedanke, in dieser Form ausgesprochen, wird sicher in nächster Zeit reichlich erörtert werden. So ganz vermag ich mich nicht mit ihm zu befreunden. Warum nicht lieber in der Richtung vorgehen, die meine Besprechung von „Frei zum Dienst“ in 1902, 44 anzudeuten versucht hatte?

Auch eine Schrift gegen Luise Algenstaedts Buch ist erschienen. Die Oberin des Oberlinhauses in Nowawes, Th. von Saldern, hat unter dem Titel „Frei im Dienst“ eine Anzahl Lichtbilder aus dem Diakonissenleben zusammengestellt, um jungen Mädchen, denen jenes Buch die Wahl des Diakonissenberufs verleidet haben könnte, die Wahrheit zu zeigen. Freundliche, hübsche Bilder! Man erfreut sich gern an ihnen. Nur auf das Thema, das „Frei zum Dienst“ behandelt hat, gehen sie garnicht ein; auch die Leitsätze im Anhang tun es längst nicht gründlich genug. Es gilt aber wirklich, nicht nur ein paar Lichtbilder aus der Arbeit zu zeichnen, sondern ernsten Problemen sehr ernsthaft nachzugehen. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1902. 50 Pfg.)

Nicht gerade in die Diskussion über „Frei zum Dienst“, aber durchaus zum Thema desselben gehört ein neues Buch von D. Theodor Schäfer, dem Direktor der Diakonissen-Anstalt in Altona (Stiftungsverlag, Potsdam, Mirbachstraße, 1903. 1,50, geb. 2,20 Mk.): „Unsere Schwester. Ein Wort über und für die Diakonissensache.“ Es faßt eine Reihe von Aufsätzen aus dem Organ der „Frauenhilfe“ zusammen und kann gewiß ausgezeichnet dazu helfen, weitere Kreise über die Diakonissensache zu orientieren. Die Darstellung, leicht, faßlich, sachkundig, wie sie ist, macht es dafür ganz geeignet. Aber freilich: für die Fragen, welche jetzt zur Verhandlung stehen, gibt auch dies Buch wenig. Es ist eine Apologie, eine energische, runde Apologie des Mutterhauswesens, wie es jetzt ist. Auch sonst läßt mancher Passus den tiefer Fragenden unbefriedigt. So z. B. die Darlegung, daß die weibliche Diakonie in der apostolischen Urkirche wurzele und daß sie mit Luthers Prinzipien stimme, also „keine römisch-katholische Sache“ sei. Das sind doch alles halbe Wahrheiten; und so frisch weg als Fundament für die jetzige Organisation des Diakonissenwesens lassen sie sich doch nicht verwerten! Was Schäfer über das „Erbitten“ einer Diakonisse sagt (S. 27), kann man ja aus der Seele des Direktors einer Diakonissenanstalt heraus verstehen, der nur wenige von vielen Gesuchen erfüllen kann. Trotzdem klingts leider sehr hochmütig.

Auf viele schwebende Fragen geht Zimmers Schriftchen ein: „Zur Verständigung über »Neue Wege der weiblichen Diakonie«.“ (Berlin-Zehlendorf 1902. Verlag des Evangelischen Diakonievereins; 20 Pfg.) Drei Aufsätze umschließt es; die behandeln das Diakonieseminar, Mutterhaus und Schwesternschaft, „Kirchliche Diakonie“. Zimmer muß sich gegen Schäfer ordentlich seiner Haut wehren; mir scheint, er tut es mit Glück. Denn die Vorwürfe Schäfers gegen das Diakonieseminar haben wirklich nicht viel tatsächliches Fundament. Der zweite Aufsatz geht nicht auf alle Einzelheiten im Verhältnis der Schwester zum Mutterhaus ein; er vergleicht vielmehr die Stellung der Schwesternschaft und der Arbeitgeber der Schwestern, je nachdem beide es mit einem Mutterhaus oder mit einer Berufsgenossenschaft, wie der Diakonieverein ist, zu tun haben. Der dritte Aufsatz streift auch die neue schlesische „Synodaldiakonie“. Es ist bei alledem erfreulich, daß Zimmer ein weites Herz auch gegenüber den Mutterhäusern behält. Er betont immer wieder, daß er mit seinen Diakonieseminaren ihnen ein aufrichtiger Freund und Mitarbeiter sein will. Zu wünschen wäre, daß auch die Mutterhäuser ihre Form eben als eine, aber nicht als die einzige berechtigte Form der weiblichen Diakonie betrachten lernten. Schäfers oben besprochene jüngste Schrift gibt dafür noch nicht viel Hoffnung. Aber was kommen muß, wird ja kommen.

Die ganze Diakoniefrage wäre nächstens einer großzügigen, weitherzigen, klargedachten und tiefgehenden zusammenfassenden Behandlung bedürftig. Jemand, der über den Parteien steht, müßte das leisten. Vielleicht findet sich Jemand zur rechten Zeit!

Schian

Die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses sind jetzt im Buchhandel erschienen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1903. 157 S. 2 Mk.

Nun wird vor allem der Herrmannsche Vortrag über die sittlichen Gedanken Jesu, der auf dem Kongresse vielen Hörern verloren ging, seine volle Wirkung tun. Im Druck umfaßt er nur 22 Seiten; er ist also erheblich gekürzt. Der Gang der Gedanken ist dadurch leichter übersehbar, ihre Wucht noch eindringlicher geworden.

— Bei den andern Vorträgen gibt das gedruckte Wort wesentlich dasselbe Bild wie seinerzeit das gehörte. Nicht jedoch gilt das von der Debatte. Im gedruckten Protokoll sind einzelne dieser Redestücke so stark redigiert, daß nicht nur der ursprüngliche Eindruck, sondern zuweilen auch der Sinn darüber verloren gegangen ist. Weshalb beanstandet S. 42 der Vorsitzende einen rügenswerten Ausdruck, der im Protokoll gemildert ist? fragt sich der Leser. Was gibt D. Rade S. 118 Anlaß, mit solcher Schärfe zu betonen: „Worauf wir uns nicht einlassen dürfen ist dies, daß wir unsere Zustimmung dazu geben, daß Evangelisch-sozial sich allein vertrüge mit der klassischen Strafrechtsschule"? Diese Zustimmung ist weder S. 100 noch S. 114 im Sinne des „allein" gefordert worden. Wie soll man endlich über eine Versammlung urteilen, die bei der Stelle: „Dies Wort »Sorget nicht« will ich so auslegen, wie es der Heiland gemeint hat" in Heiterkeit ausbricht?

Für ebenso bedenklich als diese Korrekturen halte ich das späte Erscheinen des Berichtes. Wenn das Protokoll von zwei erstklassigen Stenographen geführt, unmittelbar bei den Verhandlungen — meinetwegen in der Nacht — in Maschinenschrift umgeschrieben, sofort den noch anwesenden Rednern vorgelegt und schleunigst gedruckt würde, so könnte man das Druckwerk rechtzeitig in die interessierte Welt gehen lassen, und der moralische wie der geschäftliche Erfolg würde viel größer sein. Jetzt aber, über zwei Monate nach dem Kongreß, ist das Interesse erkaltet. Die Kosten für solche Beschleunigung wären nicht unerschwinglich. Für ein Buch von so gesichertem Absatz pflegt ein Honorar von 33 Mark pro Bogen noch niedrig genannt zu werden. Für unser Buch aber werden gar keine Honorare gezahlt. An den 10 Bogen sind also mindestens 330 Mark (im Vergleich zu anderen Büchern) erspart. Ich glaube nicht, daß die Stenotypisten mehr als 300 Mark kosten würden. Warum wendet man diese Summe nicht nützlich an und verhindert so beides, die gar zu starke Redaktion des Textes, die nur durch die Druckverschleppung möglich ist, und das Vorüberlassen der Zeit gesteigerten Interesses für den Kongreß?

In unserm Leserkreise wird das reichhaltige Buch doch auch heute noch und in dieser Gestalt eine willkommene Gabe sein.

F M Schiele

Das Vereins- und Ordenswesen in Frankreich und die parlamentarischen Kämpfe um das Gesetz vom 1. Juli 1901. Von Fritz Hoffet, Pfarrer in Kurzel. Berlin, Verlag der Deutschen Stimmen 1902. 4 Mk. [Durch Schuld der Redaktion verspätet.]

Ein Buch, um das man uns wohl in Frankreich beneiden wird! Es war bis dahin unmöglich, sich ein authentisches Bild von dem Kulturkampf zu machen, der gegenwärtig in Frankreich die Geister in Spannung hält. Der Ausländer, der sich über den Verlauf der denkwürdigen Geisterschlacht im französischen Parlament genau orientieren wollte, war auf verstümmelte oder durch die Parteischere entstellte Zeitungsberichte angewiesen. Das Journal officiel mit dem stenographischen Kammerbericht war oft schon einige Stunden nach seinem Erscheinen vergriffen. So war es ein glücklicher Gedanke des Reichstagsabgeordneten Dr. Hieber, der mit Patzig-Großlichterfelde die „Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft" herausgibt, in diese Sammlung eine quellenmäßige Darstellung der parlamentarischen Kämpfe um das französische Vereinsgesetz aufzunehmen. Ebenso glücklich war die Wahl des Verfassers für diese Schrift. Pfarrer Hoffet in Kurzel brachte zu dieser Arbeit nicht nur eine völlige Beherrschung der französischen Sprache mit, sondern auch eine genaue Kenntnis des Volksempfindens, wertvolle persönliche Beziehungen und Empfehlungen, vor denen sich sonst verschlossene Aktenmappen und Bücherschränke willig öffneten. So ist ein Buch entstanden, unentbehrlich für den Historiker und Politiker, wie kaum eine andere litterarische Erscheinung dieses Jahres. Auf den Inhalt einzugehen, gestattet der Raum nicht. Auch eine eingehende Besprechung könnte von dem Studium dieser Denkschrift nicht dispensieren.

Lachenmann

Schöpferische Kunst. Von Lothar von Kunowski. Leipzig Eugen Diederichs 1902. 4 Mk.

In einer Reihe unter sich lose zusammenhängender Kapitel dringt Kunowski auf Verinnerlichung der Kunst und Vertiefung der ästhetischen Kultur überhaupt. Die Kunst soll nicht nur als eine Fertigkeit einzelner Menschen angesehen werden, sondern überall da walten, wo der Mensch als Schöpfer und Bildner auftritt. Sie soll nach den öden Zeiten des Naturalismus wieder Schöpferin persönlicher Lebenswerte und in viel weiterm Maße als bisher für das Leben des Volkes fruchtbar gemacht werden. Ihr Zweck ist das Fruchtbarwerden der Seele, wodurch eine Aussprache der Innenwelt hervorgerufen wird. Das Verständnis für diese Ziele bedingt eine neue künstlerische Kultur, welche die Elemente der modernen Lebensführung, unserer veränderten Verkehrsformen der Technik in sich aufzunehmen hat, und die alle Gebiete menschlichen Schaffens als die höchste Einheit beherrschen soll. Solche Forderungen und Ziele für die Kunst und die ästhetische Kultur überhaupt sind nur zu begrüßen; sie bedeuten eine Bereicherung und Vertiefung unsers Empfindens, und damit auch ein reicheres Schaffen und Gestalten. Aber sie wollen nicht nur für die künstlerische Kultur gelten, sondern als zentrale Lebensprinzipien sich geltend machen. Sie wollen Weltanschauung, Ethik, Religion sein. Das ganze Schaffen des Künstlers wird aufgefaßt als ein Weg vom unsichtbaren zum sichtbaren Gott. Da Gott die Einheit des Lebens ist, so wird dem Verfasser die Frage der Innerlichkeit und der Schöpfungsfähigkeit des Menschen geradezu zu einer religiösen Frage. Aber die Einheit, die Kunowski so für die gesamte Betätigung des Menschen zu gewinnen meint, ist trotzdem nur ein ästhetischer Monismus. Die Synthese des natürlichen, psychologischen, ästhetischen, sittlichen Gesetzes der Menschen vollzieht sich auf ästhetischem Gebiet, wenn auch in der tiefsten Innerlichkeit, da wo gleichsam die Psyche noch nicht differenziert ist. Der Verfasser bürdet so der ästhetischen Fähigkeit des Menschen Aufgaben auf, die doch nur die ethische Tat des Individuums lösen kann.

Das Buch wirkt in hohem Grade anregend, kritisch und schöpferisch. Ließen sich seine Gedanken durchführen, so würde das nicht nur eine Katharsis, sondern auch eine Neuschöpfung ästhetischer Kultur bedeuten. Aber sie lassen sich nicht durchführen. Um uns eine große Lebenseinheit oder eine umfassende Weltanschauung zu vermitteln, dazu fehlt ihm vor allem die kritische Verarbeitung Kantischer Gedanken, die noch immer das Salz jedes Buches sein muß, das uns Weltanschauung und Lebensgestaltung lehren will.

Adolf Keller

Verantwortung und Kunstkritik. Von Fritz Wolff. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901. 39 S. 50 Pf.

Der Verfasser kämpft leidenschaftlich und satirisch gegen das Gros der heutigen Kunstkritiker. Er beschuldigt sie, mit vagen Schlagworten, unklaren Zielen und mangelndem Verantwortlichkeitsgefühl zu arbeiten. Da wird zensiert und wissenschaftlich räsonniert, da wird mit Geist und Witz brilliert und werden Beschreibungen und Stimmungsschilderungen gegeben, statt die Aufgabe zu erfüllen, die Mittel, mit denen man sich der Kunst nähert, zu popularisieren. An den Anfängen einer echten Volkskunst stehend, sollen wir alle durch die Kunstkritik das Gefühl gewinnen, daß von einem Grundelement unsers Lebens die Rede ist, und sollen durch die Kritik der Kunst nahe gebracht werden. Der Kunstkritiker soll auf des Künstlers Persönlichkeit eingehen durch Erörterung der Fragen: Was meint der Künstler, was war sein Grundgedanke, wo wollte er hinaus, welches sind seine Mittel zur Erreichung seines Zieles? Die Grundsätze des Verfassers sind gesund. In der sich immer mehr ausdehnenden Bewegung für eine ästhetische Kultur bedeutet seine Schrift einen beachtenswerten Mahnruf. Doch hätten wir eine reichhaltigere Ausführung des Positiven gewünscht; der Angriff nimmt den Hauptteil des Heftes ein.

Kritiker und Kritikaster. Von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius 1903. 124 S. 1 Mk.

Pro domo et pro arte, so charakterisiert Bartels selber die beiden Seiten seiner Kritik der Kritik. Die Galle ist ihm übergelaufen über Kritiken, die ihm zuteil geworden sind; aber er sucht vom Persönlichen und Einzelnen sich zu den allgemeinen Fragen der Kritik und der Kunst zu erheben. In lesenswerten Abschnitten entwickelt er Recht und Wert der Kritik, er vergleicht den kritischen Prozeß mit dem künstlerischen der Konzeption, Reflexion und Produktion, beleuchtet die Arten der echten Kritik bis zur höchsten, „die das volle Leben eines Kunstwerkes mit all seinen Beziehungen nachschafft," und tritt für nationale Kunst und Kritik ein, worauf ein Anhang: „Das Judentum in der deutschen Literatur" dessen Stellung in der Literaturentwicklung behandelt, um die Emanzipation von diesem nach seiner Meinung gefährlichsten Feinde zu fordern. Bartels' Standpunkt ist bekannt: sein hoher kritischer und künstlerischer Ernst bei gründlichem litterarischem Wissen, sein energisches Deutschtum, sein Eintreten für Heimatskunst und Realismus großen Stils, die begeisterte Verkündigung Hebbels, die Feindschaft gegen das Judentum, gegen die Berliner Kritik und gegen die Schule Scherers. Ich bedaure es aussprechen zu müssen, daß der Wert so mancher Vorzüge für mich dadurch gemindert wird, daß er mir über das Ziel hinauszuschießen und gesunde Anschauungen durch Maßlosigkeit mehrfach zu verzerren scheint. Sein gesteigertes Selbstbewußtsein erschwert ihm, dem Gegner gerecht zu werden und sich auf Einseitigkeiten der eigenen Art hinweisen zu lassen.

Gerhard Heine

Wir sind die Sehnsucht. Liederlese moderner Sehnsucht. Ausgewählt von K. E. Knodt. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1903. Gebunden 4 Mk.

Die Sammlung soll ein Zeugnis sein des Ewigkeitssinnes unserer Zeit. Der Herausgeber hat 259 Gedichte von 50 unserer heutigen Dichter gesammelt. Darunter ist viel Schönes, aber auch Minderwertiges und Wertloses, und schließlich leidet das Einzelne unter dem Eindruck der Eintönigkeit. Schärfere Kritik und Erweiterung des Rahmens würden der Sammlung sehr zu wünschen sein.

Gerhard Heine

Arnold Böcklin. Aus den Tagebüchern von Otto Lasius (1884—89) herausgegeben von M. L. Lasius. Berlin, F. Fontane 1903. 141 S. 3 Mk.

Jedes Buch ist uns willkommen, das neues Licht über die vielverschlungenen Gedankengänge Böcklins verbreitet. Auch hier hören wir den ernsten, denkenden Künstler über die Geheimnisse seines Faches, etwa über die Farbenzusammenstellung reden, und manches einseitige, aber doch wertvolle Wort über Kunst erklingt: „Es ist ganz verkehrt, die Natur nachahmen zu wollen. Da zieht jeder Maler den Kürzeren"; „Genie ist eiserner Fleiß, scharfe Beobachtung und lange Erfahrung" usw. Im Ganzen aber reichen doch diese, sprachlich bisweilen recht ungeschickten Aufzeichnungen nicht an diejenigen von Gustav Floercke heran (Zehn Jahre mit Böcklin. München, F. Bruckmann 1902. 269 S. u. 14 Tafeln. 6, geb. 7,50 Mk.), gegen den Lasius leider einige mißgünstige Seitenhiebe führt.

P

Die große Schwenkung. Da wir aus Anlaß des Wahlerfolgs der Sozialdemokratie eine „große Schwenkung“ vollzogen haben sollten, gelüstete es uns doch, unsrer Charakterlosigkeit ein wenig nachzugehn. Wir fingen an in den alten Jahrgängen zu blättern — und waren entzückt von der Frische und Freiheit, mit der von Anfang an die Christliche Welt die Gedanken ausgesprochen hat, mit denen wir noch heute Ernst machen. Es würde lohnen, die Fülle von Artikeln, die wir zu dieser Sache in den siebzehn Jahren zu Tage gebracht haben, einmal Revue passieren zu lassen.

Im ersten Jahrgang, 1887, gab Drews den Grundton an: Mehr Liebe, mehr Achtung unserm Volke! 1888 handelte Eck von Manchestertum und Sozialismus. 1889 trat Göhre zum ersten Mal auf den Plan: er mußte uns schon damals gegen den Vorwurf schützen, als nähmen wir „einseitig für die Arbeiter Partei“, und erklärte es für „unsern Beruf, das gute sittliche Recht der gegenwärtigen Volksbewegung rückhaltlos zu bezeugen und zu beweisen“. (Nr. 40.) 1890 erschienen in der Christlichen Welt die ersten Stücke von Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter.“ Im selben Jahre wurde der Evangelisch-soziale Kongreß gegründet! Schon dessen zweite Tagung 1891 brachte Herrmanns Vortrag: Sozialdemokratie und Christentum. Seine These: „Die wirtschaftlicheu Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Sozialdemokratie zustreben, im Namen der christlichen Kirche zu bekämpfen, ist unchristlich“ war uns aus der Seele gesprochen und hat eine tiefe Wirkung gehabt. Unser Berichterstatter schrieb damals: „ich halte die Anerkennung dieser These für eine Grundbedingung zu einem künftigen Gedeihen und Wirken des Kongresses.“ (Nr. 24.) Seitdem haben wir immer wieder den Satz vertreten, „daß ein Sozialdemokrat doch Christ sein soll“ und mithin auch ein Sozialdemokrat doch Christ sein kann. 1891, Nr. 33, steht zu lesen: „Sollte eine neue soziale Wirtschaftsordnung heraufziehn, so muß das Christentum bei Zeiten darauf denken ihr den Dienst nicht schuldig zu bleiben, den es der bisherigen Wirtschaftsordnung nur zu lange schuldig geblieben ist.“ Der Jahrgang 1892 ist voll von Sozialdemokratie und Religion, brachte auch den Streit über Göhres Drei Monate. In Sulze trat derjenige von unsern Mitarbeitern auf, der von allen, die das Wort zur Sache nahmen, allein die Sozialdemokratie immer streng verworfen hat. (Eine ähnliche Stellung nimmt neben ihm bis heute Baumgarten ein.) 1893 griff Naumann in die Erörterung ein mit mehreren Artikeln; Habermann fragte: Liebäugeln wir mit der Sozialdemokratie? 1894 hallt es wieder vom „Kampf für Religion, Sitte und Ordnung“; 1895 traten wir unter den Allerersten wider die Umsturzvorlage auf. (Nr. 7.)

Genug der flüchtigen Reminiscenzen. Unsre Religion hat uns diese Freiheit gegeben; wer uns damals politisch verstand, hat uns mißverstanden; das gilt auch von unsrer heutigen Stellung.

R

Kleine Mitteilungen. Der zweite Artikel zum Fall Bourrier folgt in nächster Nummer. Der Reichsbote hat seinen Angriff zurückgezogen und bedauert; er wurde ihm „von einer Dame eingesendet, bei der man eine theologische Tendenz nicht annehmen konnte“ — nun stellt sich heraus, daß „wahrscheinlich persönliche Tendenzen zu Grunde gelegen haben dürften.“ So ist es, auch nach unsrer Information; aber unser Gewährsmann spricht doch obendrein von der Dame als einer personne qui se soucie de l'orthodoxie comme un serpent d' une paire de bottes.

Die Kölnische Volkszeitung will es nicht einfach gelten lassen, wenn wir gesagt haben: „In der Christlichen Welt wird nicht gehetzt“, und sie wirft die in der Tat der Untersuchung werte Frage auf: Was versteht man unter Hetzen? Eine klare Antwort freilich giebt sie ebenda (in Nr. 691) nicht. Insbesondre bringt sie keinen Beweis dafür bei, daß auch die Christliche Welt „sich zu der Vorstellung, daß die Katholiken gleichberechtigte Bürger des Deutschen Reiches sind, immer noch nicht durchgerungen“ hätte. Dies gehört im Gegenteil zu den Grundvoraussetzungen unsers Urteils über die konfessionelle Lage im Reich. Ebensowenig macht die Kölnische Volkszeitung den Versuch uns nachzuweisen, daß wir „von den Katholiken verlangen sich nur in der respektvollsten Weise über protestantische Dinge zu äußern,“ während die Katholiken sich Alles gefallen lassen sollen. Hier werden beide Teile einer ernsten Streitrede nicht geringen Spielraum gönnen müssen. Was Katzer in Nr. 28, Sp. 658 f. gesagt hat (die Kölnische Volkszeitung druckte die ganze zweite Hälfte des Artikels ab von „Aus dieser Tatsache“ an), qualifiziert sich ja gewiß als eine scharfe Polemik wider die Prinzipien des römisch-katholischen Kirchentums. Es ist gesagt innerhalb eines großen, die ganze innere und äußere Lage der Kirchen von heute umfassenden Zusammenhangs. Solche Polemik muß doch wohl um der Wahrhaftigkeit willen erlaubt sein! Wir von der Christlichen Welt verstatten sie den Katholiken gern und bitten um Gegengunst. Hetzen aber heißt nichts Andres als mit Animosität oder gar mit Schimpfworten gegen Jemanden auftreten, um ihn verhaßt zu machen. Unter diese Rubrik ist jener Artikel Katzers nicht unterzubringen. Was er im Auge hatte, sind Tatsachen, sowohl der römisch-katholischen Theorie wie der klerikalen Praxis: ad 2 sei nur des immer wieder neuen Friedhofs-Unfriedens in der Diaspora gedacht.

Unsern heute im Anzeigenteil wiederholten, leider nicht veralteten Aufruf empfehlen wir herzlich der Aufmerksamkeit unsrer Leser und Leserinnen.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach

Im Saal des Gewerbehauses

Dienstag den 29. September Nachmittag 5 Uhr Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch in Gießen: Der Offenbarungsgedanke im Christentum.

Mittwoch den 30. September Vormittag 9 Uhr Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz: Die evangelischen Kirchen und der Staat.

Dresden. Mittwoch 23. September 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria. (Mensing).

Aufruf

Die evangelische Bewegung in Oesterreich bedarf im gegenwärtigen Augenblick besonders opferwilliger Unterstützung. Eine Anzahl Gemeinden, die in der Bewegung vorangegangen sind, haben sich im ersten Enthusiasmus und unter dem von reichsdeutschen Freunden mitverschuldeten Eindruck, daß ihnen von diesseits ungemessene Mittel zufließen würden, zu Kirchenbauten verleiten lassen, deren Kosten zu ihrem Können in keinem Verhältnis stehn. Es ist leicht, dawider Vorwürfe zu erheben, aber wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Erfreulicherweise ist bei neueren Kirchbauplänen österreichischer Gemeinden größere Besonnenheit uud Bescheidung zu beobachten, und es wird Pflicht aller einflußreichen Freunde der Los von Rom-Bewegung sein, diese Richtung zu stärken. Handelt es sich hier doch schließlich nicht nur um solide Wirtschaft, sondern auch um das evangelische Prinzip. Aber noch einmal, jene allzu kühn vorgegangenen Erstlingsgemeinden dürfen wir nicht verlassen; sie sollen auch darum, weil sie Erstlingsgemeinden sind, bei uns Etwas guthaben. Ihre Not und Verlegenheit ist zum Teil unbeschreiblich, und so werden die Leser dieser Zeilen sich nicht umsonst bitten lassen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Es sind große Summen nötig; doch summieren sich auch die kleinen Gaben zu großen. Darlehn, über deren Garantie zu verhandeln wäre, würden hier und dort eine außerordentliche Wohltat bedeuten.

Die Berichte, die wir erhalten haben, nötigen uns zu diesem außerordentlichen Appell. Wem er zu Herzen geht, der helfe schnell und reichlich. Wir werden uns bei der Verwendung der uns anvertrauten Mittel selbstverständlich mit den sonst für diese Angelegenheit vorhandenen Instanzen in engster Fühlung halten.

Noch einmal, es handelt sich um einen Notstand, den wir für einen vorübergehenden halten. Seine Beseitigung verlangt ebenso die Ehre unsrer evangelischen Kirche, wie unsre Liebespflicht gegen die Glaubensgenossen.

Alle gleich interessierten protestantischen Zeitungen sind gebeten, diesen Aufruf irgendwie weiterzuverbreiten und auch ihrerseits eine außerordentliche Sammlung für denselben Zweck zu veranstalten, gleichviel ob in Gemeinschaft mit uns oder zu direkter Verwendung.

Marburg i. H., **Die Leitung der Christlichen Welt**
den 25. Juli 1903 Rade

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 35. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eine Reform des Kirchenregiments in Preußen; Aus Baden (Halbjahrsübersicht 2: Aus der Landeskirche); Aus Schleswig-Holstein (Schluß des Halbjahresberichts) — Versammlungen: Die Wuppertaler Festwoche; Die 15. Jahresversammlung des Evangelisch Kirchlichen Hilfsvereins — Verschiedenes: Die Heidelberger theol. Promotionsdiplome vom 8. August; Von A. E. P. M.; Ein Sühnedenkmal für Servets Verbrennung; Hirtenbrief des Erzbischofs von Gnesen und Posen; Pey Ordeix; Vermischte Nachrichten — Personalien

Ein **junges Mädchen** von 18 Jahren, erfahren in allen Handarbeiten, mit viel Liebe und Geschick für Kinder, möchte in gebildetem Hause mit Familienanschluß den **Haushalt erlernen**. Gegen Taschengeld. Anerbietungen unter **H. H.** an die Expedition.

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sievres

Junger, militärfreier Mann, 22 Jahre alt, ev. Konfession und aus sehr guter Familie mit Reifezeugnis zum Einjährigen sucht **Lebensstellung.** Derselbe ist zur Zeit Korrespondent in einer großen süddeutschen Tonwarenfabrik (A. G.) in ungekündigter Stellung, stenographiert perfekt (Gabelsberger) und ist flotter Maschinenschreiber (Hammond). Bevorzugt wird kleineres sicheres Unternehmen, gleichviel welcher Branche, wo er sich mit vorläufig M. 5000 beteiligen könnte, oder ev. Kaution in entsprechender Höhe stellen würde.

Angebote erbeten unter **W N** an den Verlag.

D. Naumann D. Frenssen

die neuen Ehrendoktoren der Universität Heidelberg

Gotteshilfe

Gesamt-Ausgabe. 380 Andachten. Leinwandbd. in Lex.-Form. 6 Mark. (4. Tausend im Druck.)

Einzel-Ausgabe in 7 Bändchen kart. je Mark 1,40; geb. je Mark 1,80. (24 000 Bände sind erschienen)

Dorfpredigten

Gesamt-Ausgabe. (Vollst. Jahrgang.) Eigenart. Leinwandband Mark 6,50.

Ausgabe in 3 Bänden, ebenso gebunden je 3 Mark. (32 000 Bände dieser Predigten sind innerhalb 3½ Jahren erschienen.)

Naumannbuch. Eine Auswahl klass. Stücke aus Fr. Naumanns Schriften

Mit Naumanns Bildnis. 3. u. 4. Tausend. (1. Aufl. Juni 1903.) Preis fein kart. Mk. 1,75; Geschenkband Mk. 2,50.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Die Deutsche Evangelische Gemeinde in Florenz (Italien) sucht auf 1. Oktober mehrere **geübte weibliche Kräfte** für **Gemeindekrankenpflege** und Privatpflege.

Solche Jungfrauen oder Witwen von guter Erziehung, die sich **für den Dienst an der Gemeinde ausbilden** lassen wollen, wird hierzu von einem **Mutterhaus in Süddeutschland** gute Gelegenheit geboten. Anfragen an Pfarrer Dr. **Lessing**, z. Z. in **Tübingen**, Kepplerstr. 14

Cand. theol. wünscht in der Zeit von 1. Sept. 1902 bis 1. Febr. 1904 eine Hauslehrerstelle zu versehen. Anfragen unter **A. H.** an den Verlag der „Christl. Welt.“

Cand. theol. sucht von 1. Oktober 1903 an eine Hauslehrerstelle zu versehen. Anfragen unter **G. K.** an D. **Rade**, Marburg.

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag. u. Prosp. fr. nurd. **Alfred Smith**

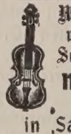
PIANOS von ℳ 350.– an.

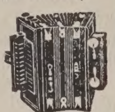
Harmoniums von ℳ 80.– an.

Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.

Wilh. Rudolph, Giessen.

August Dürrschmidt,





Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

---

Die Kellerei Wolfer Waisenheim

sucht durch eigene Arbeit einen kleinen Teil der jährlich erforderlichen grossen Summen zur Unterhaltung der Anstalt

Wolfer Waisenheim

mit ihren 130 ev. Kindern zu erwerben. Es werden **nur gute, preiswürdige Moselweine** geführt, von 50 Pfg. an bis zu 4 Mk. hinauf. Wer ein gutes Werk im Stillen unterstützen will, ohne dass es ihn etwas kostet, der verlange die Preisliste und bestelle seinen Bedarf an Moselwein bei der

Kellerei Wolfer Waisenheim

zu **Wolf a. d. Mosel** Station: Traben-Trarbach

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

---

Wissenschaftl. Ferienkursus für evang. Theologen

Bonn am 20., 21. und 22. Oktober 1903

Prof. D. Meinhold: „Jeremia und seine Zeit“ mit Bezugnahme auf die betr. Schriften von Duhm, Proksch, Erbt. ($3^1/_2$ Stunden.)

Prof. D. Grafe: „Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums.“ ($3^1/_2$ Stunden.)

Prof. D. Sell: „Die Ueberwindung des Materialismus als Kapitel der neuesten Kirchengeschichte.“ (4 Stunden)

Die Stunden sind planmässig auf die Zeit von Dienstag den 20. Oktober $10^1/_2$ bis Donnerstag den 22. Oktober 1 Uhr verteilt. Jeder Vortrag findet eine mehrstündige Besprechung. Sowohl die Vorträge als auch die Besprechungen finden im **Ev. Gemeindehause, Rathausgasse 2** statt. — Freiquartiere stehen zur Verfügung. Anmeldungen bei Herrn Privatdozenten Lic. Dr. Weinel (Humboldstrasse 46).

Höhere Privat-Knabenschule zu Obercassel bei Bonn

Das Winter-Semester beginnt den 10. September. Aufnahme mit dem 10. Lebensjahre. Kleine Klassen; schöne gesunde Lage der Anstalt; gute Pflege; stete Ueberwachung der Arbeiten. Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Dienst. Prospekte durch den Direktor der Anstalt **Kalkuhl.**

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen an der Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für **junge Männer von 17 bis 27 Jahren,** welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen. Lehr- und Pensionspreis Mk. 600 bis 750 halbjährlich.

Neu eingerichtet: Für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, einjähriger **Vorkursus** als Praktikanten.

Prospekt und Lehrplan kostenlos.

Direktor **Fabarius**

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt** evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste für Oesterreich 1272, für Deutschland 2382 a.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl,** Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W. Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und eipfrost

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.

Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische sc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Soeben erscheint:

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag, gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz 1903 von **D. Lütgert,** Professor der Theologie in Halle. 27 Seiten. 75 Pfg.

Reich Christi Verlag **Berlin W. 10**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg